



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

Krieg als Trauma?
Soziale Auswirkungen von Krieg und Militär auf US-
amerikanische Veteraninnen und Veteranen des Irakkrieges
2003 nach dem Wiedereinstieg in die Zivilgesellschaft

Verfasserin

Julia Breitskopf, Bakk. phil.

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (M.A.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 066/905

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Masterstudium Soziologie

Betreuer:

Hon.-Prof. Dr. Friedhelm Kröll

„Mit Fritten ist die Welt in Ordnung!“
(Torben Grocholl)

Danksagung

Diese Masterarbeit und der Abschluss meines Studiums waren nicht allein meine Leistung, sondern viele Personen haben auf unterschiedliche Art und Weise ihren Teil dazu beigetragen. Zuallererst möchte ich mich bei meinen Interviewpartnern und meiner Interviewpartnerin dafür bedanken, dass sie ohne Scheu ihre Kriegserlebnisse mit mir teilten und mir Einblicke in ihr Leben gaben.

Ich bedanke mich herzlich bei den Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträgern des Stipendiums für kurzfristige wissenschaftliche Arbeiten im Ausland (KWA) und des Förderungsstipendiums der Universität Wien für ihren Entschluss, diese Forschung finanziell zu unterstützen.

Ich danke den Professoren Friedhelm Kröll von der Universität Wien und Juan Corradi von der New York University für die wissenschaftliche Betreuung dieser Arbeit.

Ganz besonders danke ich meiner Mutter für ihre morgentlichen Wecktelefonate, ihre großzügige finanzielle Unterstützung, ihre fortwährenden Bestärkungen und vor allem für ihre Liebe. Franz danke ich vielmals für das Korrekturlesen dieser Arbeit. Ich danke auch meinen Vater, von dem ich wünschte, er wäre hier, um diese Arbeit zu begutachten.

Zudem gilt mein Dank all meinen Freundinnen und Freunden für ihre fachliche und emotionale Unterstützung und Ablenkung. Wärt ihr nicht immer zu fröhlichen Zusammenkünften aufgelegt gewesen, wäre meine Studienzeit vielleicht kürzer aber einsamer verlaufen. Meinen Freundinnen Barbara Dvorski, Kathrin Scheucher, Christina Fischer, Fiona Bachmann und Mavie Wallner bin ich unsagbar dankbar, weil sie unerschütterlich an mich und meine Fähigkeiten glauben und niemals an mir zweifeln. Ein riesiges Dankeschön geht an Kathrin Peltz, von der ich sehr viel lerne, für ihre förderliche Kritik und ihre immerwährende feministische Diskussionsfreude. Torben Grocholl, einem der großen Denker unserer Zeit, danke ich dafür, dass er an allen Bibliothekstagen ein Spalier aus guter Laune für mich bereitgestellt hat.

Den bibliothekarischen Einrichtungen Wiens zolle ich Dank für einen ruhigen Arbeitsplatz und appelliere gleichzeitig für längere Öffnungszeiten (auch bis nach Mitternacht sowie an Sonn- und Feiertagen).

Mein letzter Dank gilt den Städten New York City und Kopenhagen, weil sie mich während meines Studiums großzügig aufgenommen und mir unschätzbare Erfahrungen geschenkt haben. Tusind tak!

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung und Fragestellung.....	6
2	Theoretische Hintergründe	8
2.1	Einbettung.....	8
2.1.1	Die Soziologie des Krieges.....	8
2.1.2	Definitionen von Krieg.....	9
2.1.3	Das soldatische Subjekt.....	10
2.2	Die Organisation Militär.....	11
2.2.1	Struktur der Institution Militär.....	12
2.2.2	Normen und Werte innerhalb des US-Militärs.....	14
2.2.3	Militärische Männlichkeit.....	16
2.2.4	Frauen im Militär	18
2.3	Soldatinnen und Soldaten im Krieg.....	20
2.3.1	Der Kriegsschauplatz.....	20
2.3.2	Deprivationen im Kriegsalltag.....	22
2.3.3	Organisiertes Töten im Krieg.....	24
2.3.3.1	Tötungshemmungen	28
2.4	Auswirkungen von Krieg und Militär	29
2.4.1	Krieg als positiver Wendepunkt.....	30
2.4.2	Krieg als negativer Wendepunkt.....	31
2.4.2.1	Posttraumatische Belastungsstörung.....	32
2.4.2.2	Traumatic Brain Injuries.....	33
2.4.2.3	Ursachen.....	34
2.4.2.4	Langfristige Auswirkungen.....	37
2.4.3	Delinquente Veteraninnen und Veteranen	37
2.4.4	Ursachen	39
3	Empirische Untersuchung.....	43
3.1	Methodisches Vorgehen	43
3.1.1	Zugang zum Feld.....	43
3.1.2	Das soziobiographisch-narrative Interview.....	45
3.1.3	Themenanalyse nach Froschauer/Lueger	46
3.2	Die durchgeführte Forschung.....	47
3.2.1	Der Irakkrieg: Operation Iraqi Freedom.....	48
3.2.2	Die Organisation IVAW.....	49
3.2.3	Interview-Sample.....	49
4	Darstellung der Ergebnisse	52
4.1	Kriegsmotivation zum Zeitpunkt der Einberufung.....	53
4.1.1	9/11 als psychische Wunde.....	53
4.1.1.1	Patriotismus	54
4.1.1.2	Rache und Vergeltung	57
4.1.1.3	Militärische Pflichterfüllung.....	59
4.1.2	Fazit.....	60
4.2	Kriegserfahrungen	61
4.2.1	Positive Kriegswahrnehmung	61

4.2.2	Enttäuschte Kriegsvorstellungen.....	62
4.2.2.1	Der Wunsch nach Anerkennung.....	63
4.2.2.1.1	Anerkennung des militärischen Status.....	63
4.2.2.1.2	Anerkennung durch die irakische Zivilbevölkerung.....	65
4.2.2.1.3	Anerkennung durch die amerikanische Bevölkerung.....	67
4.2.2.2	Gruppendynamik.....	68
4.2.2.3	Enttarnte Kriegslegitimationen.....	70
4.2.2.4	Propaganda.....	72
4.2.2.5	Die Suche nach dem Feind.....	74
4.2.3	Töten im Krieg.....	75
4.2.3.1	Über das Töten sprechen.....	76
4.2.3.2	Rechtfertigung.....	78
4.2.3.3	Schuldgefühle.....	80
4.2.4	Fazit.....	81
4.3	Auswirkungen von Krieg und Militär auf die Befragten.....	82
4.4	Bewältigungsstrategien.....	85
4.4.1	Militärdeologie.....	86
4.4.2	Bewältigungsakte vor Ort.....	87
4.4.3	Tätowierungen als Bewältigungsakt.....	88
4.4.4	Verschwörungstheorien.....	89
4.4.5	„Ich hatte Glück“.....	90
4.4.6	Aktiver Widerstand gegen den Irakkrieg.....	91
4.4.7	Engagement für andere Veteraninnen und Veteranen.....	93
4.4.8	Fazit.....	94
5	Beantwortung der Forschungsfrage.....	95
6	Quellenverzeichnis.....	98
7	Anhang.....	106
7.1	Transkriptionszeichen.....	106
7.2	Abstract (deutsch).....	107
7.3	Abstract (englisch).....	108
7.4	Lebenslauf.....	109

1 Einleitung und Fragestellung

*„War has always interested me; not war in the sense of maneuvers devised by great generals... but the reality of war, the actual killing. I was more interested to know in what way and under the influence of what feelings one soldier kills another than to know how the armies were arranged at Austerlitz and Borodino.“
(Leo Tolstoy)*

Krieg war für mich immer von großem Interesse. In Ermangelung kriegssoziologischer Arbeiten basierte meine private Auseinandersetzung auf politikwissenschaftlichen und journalistischen Diskursen. Als Soziologin fand ich es schade, dass soziologischen Aspekten dabei kaum Beachtung geschenkt wurde. So erschien es für mich logisch, diesen Beitrag in Form meiner Abschlussarbeit selbst zu leisten.

Untersuchungsgegenstände dieser Arbeit sind demgemäß nicht die Ursachen und Bedingungen von Krieg im Sinne internationaler Beziehungen. Diese Arbeit untersucht auch nicht die journalistische Berichterstattung über Krieg. Sie behandelt allein die im Krieg involvierten Subjekte, denen gemeinhin wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Da die Soldatinnen und Soldaten des Irakkriegs etwa in meinem Alter sind und ich die Berichterstattung während des Krieges intensiv verfolgt habe, basiert diese Forschung auf Interviews mit jungen US-amerikanischen Veteraninnen und Veteranen.

Soldatinnen und Soldaten werden nach Eintritt in die totale Institution Militär gemäß den Erfordernissen eines Krieges sozialisiert. Im Militär herrschen andere Normen und Werte, die in der Zivilgesellschaft mitunter unpassend sind. Die Folgen der Sozialisierung im Militärverband und der aktiven Teilnahme an einem Krieg werden im Hinblick auf die Wiedereingliederung der Soldatinnen und Soldaten in die Zivilgesellschaft untersucht. Die Auswirkungen der Kriegserfahrung betreffen dabei nicht nur die Soldaten und Soldatinnen selbst, die Gewöhnung an gewalttätiges Handeln kann sie auch für ihre Umwelt gefährlich machen. Im empirischen Teil der Arbeit liegt das Augenmerk auf den Bewältigungsstrategien, die junge Veteraninnen und Veteranen anwenden, um das Erlebte verarbeiten zu können. Fragen nach der eigenen Schuld und nach einer Rechtfertigung für die Teilnahme an diesem Krieg werden dabei für sie aufgeworfen und können zu einer Einstellungsänderung gegenüber der Teilnahme an diesem Kriegseinsatz beitragen. Die Analyse der Interviews mit fünf (ehemaligen) Mitglieder der Organisation Militär nach ihrem Kriegseinsatz im Irak bilden den Kern einer grundlegenden soziologischen Beschreibung und verdeutlicht die aktuelle Lebenssituation junger US-amerikanischer Irakkriegsveteranen und -veteraninnen.

Die Forschungsfragen dieser Arbeit lauten demnach:

Inwieweit beeinflussen die Sozialisation im Militär und die Beteiligung an einem Krieg US-amerikanische Veteraninnen und Veteranen nach dem Wiedereinstieg in die Zivilgesellschaft? Welche Kriegserlebnisse werden von den befragten VeteranInnen als besonders prägend erlebt? Inwieweit können diese Erfahrungen zu einer Einstellungsänderung gegenüber der persönlichen Teilnahme am Krieg beitragen? Welche Strategien ziehen die befragten VeteranInnen zur Bewältigung des erlebten Kriegsgeschehens heran?

Die vorliegende Arbeit gliedert sich in zwei große Teile. Die Diskussion der theoretischen Hintergründe bildet die Grundlage für die durchgeführte Forschung. Auf die theoretische Einbettung des Themas folgt eine grundlegende Beschreibung der Organisation Militär. Die Totalität der Institution und die vermittelten militärischen Normen und Werte stehen dabei im Mittelpunkt dieses Kapitels. Die Dynamik militärischer Männlichkeit und Weiblichkeit wird sichtbar gemacht. Das dritte Unterkapitel untersucht das Erleben und Agieren von Soldatinnen und Soldatinnen während eines Kriegseinsatzes. Im darauffolgenden Kapitel werden die Auswirkung von Krieg und Militär auf in die Heimat zurückgekehrte Veteraninnen und Veteranen untersucht. Krieg kann dabei als positiver oder negativer Wendepunkt wahrgenommen werden und weitreichende Folgen haben. In diesem Zusammenhang wird das Phänomen krimineller Kriegsrückkehrerinnen und -rückkehrer besprochen. Der zweite Teil der Arbeit widmet sich der Darstellung der Ergebnisse der empirischen Forschung. Dazu wird zunächst das methodische Vorgehen beschrieben, bevor im Anschluss daran die Ergebnisse diskutiert werden. Die Beantwortung der Forschungsfragen erfolgt am Ende dieser Masterarbeit.

2 Theoretische Hintergründe

2.1 Einbettung

Um die Themensetzung innerhalb der Soziologie zu verorten, richtet sich der Blick zunächst auf die Fachrichtung der Kriegssoziologie. Dazu ist es notwendig, den verwendeten Begriff des Krieges zu definieren. Inwieweit diese Arbeit Soldatinnen und Soldaten als Subjekte begreift, diskutiert das darauffolgende Unterkapitel.

2.1.1 Die Soziologie des Krieges

Die Themenstellung dieser Masterarbeit fällt in das kleine Fachgebiet der Kriegssoziologie. Dass sich die Kriegssoziologie nie als breite Fachrichtung innerhalb der Soziologie durchsetzen konnte, wird in der Literatur vielfach beklagt. Die Erforschung kollektiver Gewalt gehört nicht zu den traditionellen Schwerpunkten der Sozialwissenschaften. Von einer „kriegstheoretischen Abstinenz“ der Soziologie (Spreen 2010: 55) ist die Rede, von „Kriegsverdrängung“ (Spreen 2010: 52) und einem „Schattendasein“ (Seifert 1996: 9). Sowohl der Krieg als sozialer Gegenstand als auch das soldatische Subjekt werden vor allem in der deutschsprachigen Gegenwartssoziologie de facto kaum behandelt. Hans Paul Bahrdt (1987) bemerkte bei der Durchsicht soziologischer Einführungstexte zutreffend, man könne glauben, wir leben in einer Gesellschaft ohne Militär und Polizei. So erfahre der/die individuelle Kriminelle mehr soziologische Beachtung als die kollektive oder staatliche Gewalt. Joas verortet die Abstinenz der soziologischen Gewaltforschung in der Verknüpfung mit dem Weltbild der Liberalismus. Zwar war das „Zeitalter der Gewaltlosigkeit“ noch nicht eingetreten, jedoch wurde die nach wie vor präsente Gewalt von den aufgeklärten Liberalen längst ausgespart und bagatellisiert. Gewaltsam ausgetragene innenpolitische Konflikte passten schlecht in das neue aufgeklärte Weltbild (vgl. Joas 2000: 49f). Krieg ist in der Literatur zwar durchaus Thema, jedoch findet sich selten eine umfassende Analyse aus soziologischer Perspektive. Malešević bemerkt in seinem Kapitel über die gegenwärtige Kriegssoziologie: „strictly speaking, there is no such field of study“ (Malešević 2010: 50). Es gibt keine etablierten kriegssoziologischen Zeitschriften oder Organisationen, wenige Bücher und Artikel, die die Zusammenhänge zwischen Sozialstruktur und kollektiver Gewalt bzw. Krieg untersuchen würden. Das Thema Krieg wird von anderen Fachrichtungen aufgegriffen.

Politikwissenschaft, Anthropologie, Sicherheitsstudien, Geschichte, Internationale Beziehungen oder Militärgeschichte thematisieren Krieg in einem stärkeren Umfang als die Soziologie. Erstaunlich ist dies vor allem angesichts dessen, dass Kriege als soziologisches Phänomen die Geschichte der Vergesellschaftung geprägt haben wie kaum etwas anderes (vgl. Malešević 2010: 50).

In den USA hingegen existiert eine größere Bandbreite an sozialwissenschaftlicher Kriegsforschung. Besonders die Situation der Veteraninnen und Veteranen des Vietnamkriegs wurde vielfach untersucht. Vermutlich werden in den kommenden Jahren noch mehr Publikationen über die Erfahrungen US-amerikanischer Soldatinnen und Soldaten des Irak- und Afghanistankrieges erscheinen.

In diesem Sinne möchte diese Masterarbeit einen aktuellen Beitrag in der soziologischen Auseinandersetzung mit dem Thema Krieg leisten und sich im Besonderen mit der Kriegserfahrung US-amerikanischer Veteraninnen und Veteranen des Irakkriegs befassen.

2.1.2 Definitionen von Krieg

Wenn man sich wissenschaftlich mit dem Thema „Krieg“ beschäftigt, ist es zunächst wichtig, die Begrifflichkeiten zu klären und „Krieg“ entsprechend zu definieren.

In Anlehnung an den ungarischen Friedensforscher István Kende (1917-1988) definiert die Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung (AKUF) des Fachbereichs Sozialwissenschaften an der Universität Hamburg Krieg als einen gewaltsamen Massenkrieg mit folgenden Merkmalen:

- „(a) an den Kämpfen sind zwei oder mehr bewaffnete Streitkräfte beteiligt, bei denen es sich mindestens auf einer Seite um reguläre Streitkräfte (Militär, paramilitärische Verbände, Polizeieinheiten) der Regierung handelt;
- (b) auf beiden Seiten muss ein Mindestmaß an zentralgelenkter Organisation der Kriegführenden und des Kampfes gegeben sein, selbst wenn dies nicht mehr bedeutet als organisierte bewaffnete Verteidigung oder planmäßige Überfälle (Guerillaoperationen, Partisanenkrieg usw.);
- (c) die bewaffneten Operationen ereignen sich mit einer gewissen Kontinuität und nicht nur als gelegentliche, spontane Zusammenstöße, d.h., beide Seiten operieren nach einer

planmäßigen Strategie, gleichgültig ob die Kämpfe auf dem Gebiet einer oder mehrerer Gesellschaften stattfinden und wie lange sie dauern.“¹

Ein Krieg gilt als beendet, wenn die Kampfhandlungen dauerhaft, d.h. für den Zeitraum von mindestens einem Jahr, eingestellt werden (ebd.).

Martin Shaw (2003: 18f) definiert Krieg als eine komplexe kollektive Aktivität, einen organisierten Konflikt zwischen zwei oder mehr politischen Autoritäten oder organisierten Gruppen, der sich von anderen Arten sozialer oder politischer Konflikte durch das Ziel der wechselseitigen Vernichtung unterscheidet. Im Unterschied zu spontaner Gewalt aufgrund von Aggressivität oder Emotionalität handelt es sich um eine Gewalt zum Zwecke eines politischen Ziels. Die Zerschlagung von Macht ist unmittelbar mit dem Anwenden von Gewalt und infolgedessen zahlreichen Toten verknüpft. Shaw betont insbesondere den Krieg als eine Form sozial organisierten Tötens. Das entscheidende Moment in einem Krieg, der „universelle(n) kulturgeschichtliche(n) Institution der Gewalt“ (Spree 2010: 49), ist die Schlacht, das Abschlachten des Gegners.

Ähnlich definiert Trutz von Trotha (1999: 71) Krieg als den „*kollektive(n)* und *organisierte(n)* Einsatz von materieller Schädigung, absoluter Gewalt, sprich: Tötung, und einer Zerstörungs- und besonders Waffentechnik.“ In KriegerInnengesellschaften oder Institutionen wie der Armee identifiziert von Trotha eine „kulturelle Normalisierung“ (von Trotha 1997: 34) von Gewalt. Die moralische Werte und Verhaltensweisen dieser Kultur der Gewalt werden von den Soldatinnen und Soldaten internalisiert und können nach Verlassen der Institution nicht so leicht abgelegt werden.

Die Fortsetzung der kollektiven Gewalt kann nur durch strategische Planung und Logistik gesichert werden. Die Strategie moderner Kriege erfordert, anders als spontane Schlägereien, fortwährend Nachschub an Nahrungsmittel, Kraftstoff, Waffen, Menschen und Energie (vgl. Elwert 1997: 86).

2.1.3 Das soldatische Subjekt

Im Militär ist die Einheit alles was zählt, das Individuum gilt lediglich als Teil des großen Ganzen. So wurde lange Zeit auch in der kriegssoziologischen Forschung häufiger das Handeln des Kollektivs als das des Einzelnen untersucht. Der soldatischen Identität wurde

¹ http://www.sozialwiss.uni-hamburg.de/publish/Ipw/Akuf/kriege_aktuell.htm#Typ, Stand: 18.05.2011

jeglicher Subjektstatus abgesprochen. Soldaten und Soldatinnen werden als gehorsame Befehlsempfänger bzw. -empfängerinnen betrachtet, die ihrer Obrigkeit willenlos ausgeliefert sind. Befehlskonformes Handeln impliziert, dass Soldaten und Soldatinnen als bloße Werkzeuge ihrer Vorgesetzten dienen. Warburg (2008) geht jedoch davon aus, dass man Armeeangehörige nicht als „dressierten Körpermaschinen“ (Warburg 2008: 78) bezeichnen könne, sondern Krieg sehr wohl „innovatives“ Handeln erfordere. Eine aktive Subjektrolle kommt ihnen lediglich als tragische Opfer oder mutige Helden und Heldinnen zu und insbesondere auch dann, wenn sie durch non-konformes Handeln aus dem Rahmen fallen. Diese stark reduzierte Subjektperspektive existiert nicht nur in der Militärsoziologie, sondern betrifft auch die Selbstwahrnehmung der Soldaten bzw. Soldatinnen. Haben diese eine höhere Stellung in der Hierarchie inne, können sie sich selbst eher als Subjekt erleben und sich zumindest „einbilden“, so Warburg, sie hätten Einfluss auf das Geschehen. Andere Armeeangehörige blieben hingegen auf ihren fremdbestimmten objekthaften Status reduziert und erleben sich selbst als stärker passiv (vgl. Warburg 2008: 78ff; Warburg 2010: 245ff). In diesem Sinne soll diese Arbeit Soldatinnen und Soldaten nicht als „Spielbälle gesellschaftlicher Mächte“ (Seifert 1996: 14) oder Instrumente der Politik begreifen, sondern als Individuen mit ihrem persönlichen Lebenshintergrund, die als eigenständige Akteurinnen und Akteure innerhalb eines vorgeschriebenen Rahmens agieren. Vor dem Hintergrund gesellschaftlicher und organisationsspezifischer Einflüsse steht das Handeln und Denken der militärischen Mitglieder im Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Sie werden als aktive Subjekte wahrgenommen, denen Verantwortung an ihrem Handeln zugesprochen wird. Die Probleme und die Lebenswelt des soldatischen Individuums werden explizit als soziologischer Forschungsgegenstand verstanden.

2.2 Die Organisation Militär

Bevor Menschen an die Front geschickt werden, müssen sie erst im Militär darauf vorbereitet werden. Das Militär ist darauf angelegt „typische Lebensweisen, Mentalitäten und Persönlichkeiten entstehen“ zu lassen, um die Ziele der Institution bestmöglich zu erreichen. Der Soldat bzw. die Soldatin muss sich während seiner bzw. ihrer Ausbildung mit der Ambivalenz von einerseits zivilen, andererseits militärischen Werten auseinandersetzen (vgl. Seifert 1996: 36).

2.2.1 Struktur der Institution Militär

Die militärische Organisation kann man als Subsystem der Gesellschaft verstehen. Aus soziologischer Sicht ist das Militär eine Gruppe von Personen, die in einem vorgeschriebenen Rahmen sozial miteinander interagieren. Dabei soll durch standardisierte, bürokratisch organisierte Prozesse ein gewisses Ziel erreicht werden. Die Struktur der Gruppe ist streng hierarchisch gegliedert und auf einen möglichen Krieg hin ausgerichtet. Das Militär ist ein Instrument der herrschenden politischen Führung (vgl. Cunis 1968: 130). Die Aufgaben des Militärs sind die Landesverteidigung, die Gewährleistung der innerstaatlichen Sicherheit, Abschreckung, Drohung sowie das effiziente Einsetzen von physischer und psychischer Gewalt gegen einen Gegner mit dem Ziel, diesen kampfunfähig zu machen (vgl. Bröckling 1997: 9).

Das System einer Armee ist in formal organisierte Gruppen unterteilt, die wiederum größeren Kompanien unterstehen. Innerhalb der Gruppen wird das System der Unterordnung etabliert. Die Uniformen mit ihren verschiedenen Abzeichen machen auf den ersten Blick die unterschiedlichen Ränge und Rangfolgen und dementsprechend eine soziale Trennung sichtbar. Diese militärischen Rangsysteme konstituieren sich durch ihre formale Autorität, ihr funktionales Prestige und ihre interpersonelle Wertschätzung (vgl. Little 1968: 187f). Jeder Dienstgrad beansprucht seine eigene Art von angemessenem Verhalten, je nach zugewiesener Rolle. Befehle werden in einer hierarchischen Befehlskette von oben nach unten dirigiert. Der Schlüssel zur militärischen Effizienz ist Gruppenzusammenhalt und Synergie. Neben den formalen Gruppen existieren auch spontan entstehende informale Gruppen aus jeweils mindestens zwei Soldaten oder Soldatinnen. Diese entwickeln eine KameradInnenschaft, die viel stärker ist als die formale Verbundenheit der Soldaten oder Soldatinnen in einer Gruppe. Das Militär ist somit ein Modell gelingender Vergemeinschaftung. Die treue Bruder- bzw. Schwesternschaft unter den Kameraden und Kameradinnen und die „paternalistische Fürsorge“ des Offiziers bzw. der Offizierin für „seine“ bzw. „ihre“ Einheit sind attraktive Beispiele für den hohen Zusammenhalt im Militär (vgl. Kühne/Ziemann 2000: 41). Moderne Organisationsformen des Militärs verwenden inzwischen bürokratische Elemente des Personalwesens (vgl. Weber 1972).

Bröckling (1997: 10) bezeichnet das Militär als ein „Labor sozialer Disziplinierung“. Entscheidend für das Einhalten der militärischen Disziplin sind somit einerseits die Befehle des Offiziers und andererseits die soziale Kontrolle, die durch die Bindungen in den KameradInnengruppen ausgeübt wird. Disziplinierende Mechanismen besitzen auch

Handlungen, die zwar verboten sind, aber den Gruppenzusammenhalt stärken. Dazu zählen Überschreitungen wie Vergewaltigungen, Massaker, Plünderungen und Alkoholexzesse im Gruppenverband.

Die militärische Organisation ist aber nicht nur ein Kontrolle ausübendes System, das seinen Mitgliedern unabdingbaren Gehorsam und das rigide Einhalten von Regeln abverlangt, es erlaubt ihnen auch Handlungen, die in der Zivilgesellschaft undenkbar sind. Einerseits wird ihnen mehr Freiheit genommen als anderen Menschen, andererseits können sie so den zivilen Zwängen des Alltags entkommen. Es wird mehr verboten, aber auch mehr erlaubt.

Durch das Prinzip des „Befehls-Gehorsams“, welches durch Sanktionierung bei Befehlsverweigerung erzwungen wird, kann die Effizienz des Militärapparates sichergestellt werden. Dabei ist nicht nur das widerspruchslose Ausführen von Befehlen von Bedeutung, sondern auch der Glaube an ihre Legitimität (vgl. Lepsius 1997: 366). Die Professionalisierung und Spezialisierung im Militär ergeben eine hierarchische Befehlsstruktur, deren Legitimation allerdings schwer zu überprüfen ist. Einzelne Handlungen bedürfen keiner ständigen Rechtfertigung. Nur die Spitze der Armee kann den politischen Kontext militärischer Aktionen überblicken (vgl. Wildenmann 1968: 61).

Durch die Abgeschlossenheit von der restlichen Gesellschaft entwickelt sich ein eigenes militärisches Milieu. Das militärische Subsystem unterscheidet sich durch einige Merkmale von der zivilen Gesellschaft. Sowohl Kleidung als auch der Kurzhaarschnitt bei Männern, Körperbewegungen, Formen militärischer Geselligkeit und ein spezieller Fachjargon findet man so nur im Militär (vgl. Bahrdt 1987: 13). Durch ihr langes Bestehen und die Isolierung von der Gesamtgesellschaft sind die Strukturen der Institution Militär relativ unflexibel und die militärischen Rangsysteme sehr starr. Das Militär vereint eine rationale Organisation von Traditionen und Ritualen mit dem „heroischen Element des Kampfes“ (vgl. Lang 1968: 159).

Auf die militärische Subkultur lässt sich nicht zuletzt Erving Goffmans Konzept der „totalen Institutionen“ anwenden, welches auch für die Strafvollzugsforschung relevant ist. In seinem bekannten Werk „Asyle“ beschreibt Goffman die soziale Situation psychiatrischer Patienten und zeigt eindrucksvoll die Auswirkungen der Institutionen auf ihre Insassinnen und Insassen.

„Eine totale Institution lässt sich als Wohn- und Arbeitsstätte einer Vielzahl ähnlich gestellter Individuen definieren, die für längere Zeit von der übrigen Gesellschaft abgeschnitten sind und miteinander ein abgeschlossenes, formal reglementiertes Leben führen.“ (Goffman 1977: 11)

Der Charakter einer totalen Institution ergibt sich aus der Einschränkung der Kontakte zur Außenwelt und durch die völlige Aufhebung der Schranken, die normalerweise verschiedene Lebensbereiche voneinander trennen. Alle Angelegenheiten des Lebens finden am selben Ort und unter derselben Autorität statt. Ihre Arbeit verrichten die Mitglieder der Institution in Gesellschaft zahlreicher „Schicksalsgenossen“ (Goffman 1977: 17), die die gleiche Tätigkeit ausüben. Die verschiedenen erzwungenen Aktivitäten dienen den offiziellen Zielen der Institution. Ein straffer Tagesablauf wird durch explizite formale Regeln vorgegeben. Goffmann spricht im Zusammenhang mit dem Verlust der eigenen Identität vom „bürgerlichen Tod“ des Individuums (Goffman 1977: 26). Beim Eintritt in die Institution wird die individuelle „Identitätsausrüstung“ abgelegt (persönliche Gegenstände, Kleidung, Frisur etc.) und dem Individuum seine untergeordnete Rolle bewusst gemacht. Goffmann bezeichnet diese Bedrohung als direkten Angriff auf das Selbst. Indirekte Angriffe meinen den Verlust der persönlichen Autonomie. Der Verlust der Selbstbestimmung ist essentiell identitätsbedrohend, da die Insassinnen und Insassen, in diesem Fall die Armeeangehörigen, der Willkür der Befehlshabenden und der Missgunst der Kameradinnen und Kameraden schutzlos ausgeliefert ist (vgl. Goffman 1977: 26ff).

Inwieweit sich jedoch das Militär mit Gefängnissen oder psychiatrischen Kliniken vergleichen lässt, kann man zur Diskussion stellen. Eine Berufsarmee wie in den USA setzt sich aus Zeit- oder Berufssoldaten und –soldatinnen auf freiwilliger Basis zusammen. Die Angehörigen der Freiwilligenarmee erhalten dabei in der Regel eine attraktive finanzielle Vergütung und genießen bei der patriotischen Bevölkerung ein weitgehend hohes Ansehen. Die Freiwilligkeit endet allerdings mit der Vertragsunterzeichnung in der militärischen Institution. Im Falle eines Krieges hat eine Einberufung zwingend zu erfolgen (vgl. Bailey 2009). Von daher unterscheidet sich die militärische Institution durch das hohe Ansehen und die finanziellen Einkünfte ihrer Mitglieder sowie ihrer freiwilligen Teilnahme stark von anderen totalen Institutionen. Speziell in Gefängnissen sind die Freiräume noch viel stärker beschränkt und die Entmündigung ihrer Mitglieder tritt in einem größeren Maße auf als in militärischen Kasernen.

2.2.2 Normen und Werte innerhalb des US-Militärs

Aufgrund der Abgeschlossenheit und Totalität des militärischen Systems und der besonderen Zielen dieser Institution herrschen innerhalb des Militärs andere Normen und Werte als außerhalb. Jene, die in die Institution Militär eintreten, lernen zuallererst eine neue Sprache

und einen neuen Ethos. Der „sozialisierte Krieger“ wird in einem Initiationsritus geschaffen. Im US-Militär findet dieser im so genannten „basic training“ (der Grundausbildung) statt. Dort wird die zivile Identität „ausgeschaltet“, die Rekrutinnen und Rekruten werden den Erfordernissen der Institution entsprechend resozialisiert. Dies geschieht mit dem Anspruch, dass sie jenes neue Wertesystem internalisieren und verinnerlichen (vgl. Lifton 1973: 28). Dieses Wertesystem ist darauf ausgerichtet, die eigene Nation durch Kampf in einem Krieg zum Sieg zu bringen. Durch die Vorbereitung der Rekrutinnen und Rekruten auf den Kampfeinsatz, bei dem das Töten anderer Menschen einkalkuliert wird, wird der große gesellschaftliche Wert des Nicht-Tötens untergraben. Die neue Identität des Kriegers bzw. der Kriegerin ist zwangsläufig zum Töten bereit.

Die US-Armee zeichnet sich durch sieben wichtige Werte aus: Loyalität, Pflicht, Respekt, selbstloser Dienst, Ehre, Integrität und Mut (vgl. Lifton 1973: 28). McCarthy (1994: 106) identifiziert, ähnlich dem Wertekodex der US-Armee, vier Idealtypen des kriegerischen Ethos, die sich auf Geisteshaltungen beziehen (Mut, Freude am Kämpfen, Tapferkeit), ethische Dimensionen einschließen (ehrenvolles Verhalten am Schlachtfeld, Loyalität gegenüber den Vorgesetzten und Kameradinnen bzw. Kameraden, das Schützen der Schwächeren und Verwundeten, das eigene Ansehen wahren), sowie physische Faktoren (Ausdauer, das Aushalten von großen Schmerzen, strapaziösen klimatischen Bedingungen, Hunger und Durst, ohne je den Mut zu verlieren) und erlernte Techniken umfassen (physische Zähheit, körperliche Fitness und Fachwissen über Taktik, Planung und effektive Waffennutzung).

Durch Qualitäten wie Kühnheit, Stolz, Loyalität und Entschlossenheit könne der Mensch mehr werden als er ist, so van Creveld (1998: 243). Dies macht nur im Angesicht der Gefahr Sinn, außerhalb dieses Rahmens erscheinen diese heldenInnenhaften Werte unpassend. Die militärischen Normen, Werte und Eigenschaften werden jedoch so tief internalisiert, dass sie auch nach der Entlassung des Soldaten bzw. der Soldatin fortwirken können. Durch das Spannungsverhältnis von zivilen Werten auf der einen Seite und militärischen Werten auf der anderen können Werte-Diskrepanzen entstehen, mit denen sich die Soldatinnen und Soldaten beim Eintritt und auch nach Verlassen des Militärs auseinandersetzen müssen. Die Übertragung „soldatischer“ Verhaltensweisen auf „zivile“ Interaktionen und Entscheidungsprozesse ist eine latente Folge der militärischen Ausbildung. Zuhause wartet auf die Soldatinnen und Soldaten ein „zweiter Krieg“ – „der Krieg, der beginnt, wenn sie das

Militär verlassen“ (Brown 2008: 2). Extremfälle dieses Sozialisierungseffekts sind die Zunahme von Kriminalität und Aggression (vgl. Wildenmann 1968: 61).

Dieser zweite Krieg ist für diese Forschung von besonderem Interesse. Inwieweit diese Annahmen durch die durchgeführte Untersuchung bestätigt werden können, wird in den Kapiteln 5.3. (Auswirkungen von Krieg und Militär) und 5.4. (Bewältigungsstrategien) im methodischen Teil der Arbeit erörtert.

2.2.3 Militärische Männlichkeit

Im Folgenden möchte ich kurz den Zusammenhang zwischen Militär und Geschlecht behandeln, da er so offensichtlich ins Auge springt, dass man diesen Umstand nicht unthematisiert lassen kann. Krieg ist so geschlechtshomogen wie kaum ein anderer Bereich des Lebens, eine Institution oder ein Beruf. Das Militär hat als weitgehende Männerbastion auch gesellschaftspolitische Bedeutung. Eine geschlechtsspezifische Erziehung und Sozialisation von Kindern kann dafür eine Erklärung bieten.

Buben werden schon früh als „zukünftige Krieger“ sozialisiert. Spielsachen, Videospiele und Filme lassen eine klare Trennung zwischen den Geschlechtern erkennen. Für Jungen bietet der Spielzeughandel eine große Bandbreite an Waffen (Schwerter, Pistolen, Gewehre, Messer, Miniatursoldaten, Militärflugzeuge,...) um das „Kriegspielen“ (Cowboy und Indianer, Mann gegen Mann-Kämpfe,...) auch möglichst realitätsnah gestalten zu können. Vorstellungen der Männlichkeit sowie die Selbst-Identifikation als Mann werden dabei schon früh geformt. Jungen lernen, dass Aggressivität zum Mann-Sein gehört – Männlichkeit ist ein entscheidender Bestandteil des Krieges. Jungen wie Soldaten werden „hart“ gemacht, sollen nicht weinen, sondern kämpfen, sollen Schmerz aushalten, um ihren Mann zu stehen. Soldaten, die sich der militarisierten Männlichkeit verweigern, gelten als „Weicheier“ und machen sich zum Gespött (vgl. Malešević 2010: 285f).

Hagemann-White legt in ihrer Forschung das Augenmerk auf Gewalt in der männlichen Sozialisation und betont dabei die alltägliche männliche Gewalt auf institutioneller Ebene. Auch diese trägt dazu bei, dass Jungen anders sozialisiert werden als Mädchen. Militär und Polizei konstruieren als fast reine Männerbünde einen hegemoniellen Typus von Männlichkeit (vgl. Hagemann-White 1984: 45). Insbesondere das Heer dient als „Produktionsort von Männlichkeit“ (Bartjes/Boley 1995: 146).

Ebenso geht Ilse Modelmog davon aus, dass Gewalt für Männerbilder auch in der Moderne konstitutiv ist und unsere Kultur Gewalt im männlichen Geschlechtsbild legitimiert. Komplementär dazu steht das Bild der gewaltlosen, „friedfertigen Frau“, die dem einseitigen Herrschaftsanspruch nichts entgegenzusetzen hat. Als Beispiele führt sie Männerbilder wie den „Helden“ oder „Superman“ an, die töten müssen, um zu überleben. „Er ist hart gegen sich und andere. So jedenfalls die Moral oder das Männliche Gesetz.“ (Modelmog 1994: 146). In historischen Kriegen gab es oft den Anspruch, junge Burschen zum „Mann“ zu machen. Die „Ausstrahlungskraft des soldatischen Männlichkeitskonstrukts“ (Kühne 1999: 370) hat vor allem in den USA nichts von ihrer Bedeutung eingebüßt. Die Vorstellungen von hegemonialer Männlichkeit drückt sich auch in den Rekrutierungsslogans des amerikanischen Militärs aus: „The Marine Corps Builds Men“ oder „Join the Army and Feel Like a Man“ (Moskos 1968: 217). Militärische Männlichkeit konstituiert sich durch die Kampfbereitschaft, die Beherrschung und Anwendung von Gewalt und durch die soldatischen Tugenden wie Gehorsam, Opferbereitschaft, Mut und Disziplin sowie die Bereitschaft, sein Leben für das Vaterland zu opfern (vgl. Apelt/Dittmer 2007: 69).

Im Zuge ihrer Ausbildung nehmen die Soldaten diese militarisierte männliche Identität an, die Gewalt als legitimes politisches Mittel erachtet. So bleibt ihnen in vielen Fällen in eskalierenden Konfliktsituationen, auch nach der Entlassung aus dem Militärdienst, nur diese Identität, die bereit ist, Gewalt anzuwenden. Gewaltakte gegenüber Frauen in Form von sexualisierter Machtausübung durch Soldaten zeugen von diesem Phänomen. Tatsächlich sind zahlreiche Fälle sexualisierter Übergriffe von Soldaten im Kriegseinsatz dokumentiert. Sexualisierte Gewalt wird aus unterschiedlichen Gründen gegenüber der einheimischen Bevölkerung im Einsatzland ausgeübt, wie beispielsweise in Kambodscha (vgl. Whitworth 2004), in Bosnien-Herzegowina, dem Kosovo (vgl. Mazurana 2005), dem Kongo (vgl. Al-Hussein 2005) oder auch in Deutschland und Österreich während des 2. Weltkriegs (vgl. Beck 1996). Diese gegen Frauen gerichteten Gewaltakte sind seltener eine Form gewaltsam erzwungener Sexualität in Ermangelung einer Sexualpartnerin, sondern finden meist als Selbstzweck reiner bzw. sexualisierter Gewalt ihre Anwendung. Das Gefühl männlicher Überlegenheit, der Wunsch nach Schändung des Feindes, ein erhöhtes Gewaltlevel und die verminderte Sensibilität menschlichem Leiden gegenüber steigert die Brutalität der Kriegsvergewaltigungen. Untersuchungen legen den Einsatz sexualisierter Gewalt als einkalkulierten Bestandteil von Kampfhandlungen bzw. Teil der Kriegsstrategie nahe. Zur Unterwerfung des feindlichen Volkes machen sich Streitkräfte die

Reproduktionsfähigkeit der Frauen zunutze. Das gezielte Schwängern der Frauen des Feindes soll dessen Ausrottung forcieren und das genetische Material der eigenen Nation verbreiten (vgl. Zipfel 2001).

Auch die Beteiligung von internationalem Peacekeeping-Personal an Prostitution und Frauenhandel (vgl. Martin 2005) belegt ein misogynen Männlichkeitsideal, welches Gewalt gegen Frauen ermöglicht.

In der Literatur kaum beachtet werden sexualisierte Belästigung und sexualisierte Übergriffe (fast ausschließlich) männlicher Militärs gegenüber Soldatinnen und Soldaten ihres eigenen Militärverbandes. Die Folgeerscheinung werden im Englischen mit dem Begriff „Military Sexual Trauma“ (MST) bezeichnet. Die Daten einer nationalen MST-Umfrage des amerikanischen Department of Veteran Affairs (VA) aus dem Jahr 2002 zeigen, dass rund 22% der Frauen und 1% der Männer von sexuellen Militärtraumata betroffen sind. Frauen werden 20-mal häufiger Opfer sexualisierter Übergriffe als Männer, wobei rund 20-mal mehr Männer als Frauen im Militär beschäftigt sind. Es wird angenommen, dass weit mehr Soldaten von sexualisierten Übergriffen durch Kameraden oder Vorgesetzte betroffen sind, jedoch liegt die Schamgrenze, diese zur Anzeige zu bringen, gerade bei männlichen Opfern sehr hoch. Andere Untersuchungen belegen, dass rund ein Viertel bzw. ein Drittel aller Soldatinnen während ihres Dienstes sexualisierte Gewalt erfahren haben (vgl. Suris/Lind 2008: 252). Diese Zahlen sind signifikant höher als in der zivilen Population, in der davon ausgegangen wird, dass jede sechste Frau und jeder 33. Mann im Laufe ihres/seines Lebens Opfer einer versuchten bzw. einer Vergewaltigung werden (vgl. Tjaden/Thoennes 2000: 22). Die Zahlen für Militärangehörige beziehen sich üblicherweise auf einen Zeitraum von zwei bis sechs Jahren, die für die Zivilbevölkerung auf ein ganzes Leben. Diese Datenlage zeigt die folgenreichen Auswirkungen der militärischen Männlichkeit.

2.2.4 Frauen im Militär

Krieg ist unverkennbar männlich dominiert. Kämpferinnen an der Front sind besonders selten. Gegenwärtig nehmen Frauen einen Anteil von 14-20% im gesamten US-Militär ein. Zwei Drittel dieser Frauen arbeiten in der Administration, dem Gesundheitswesen, im Bereich der Kommunikation sowie in Dienstleistungsberufen und der Logistik. Nur 2,5% sind im kampfnahen Bereich eingesetzt, von denen die wenigsten als Kämpferinnen das Feld betreten (vgl. Goldstein 2001: 93f).

Im September 2004 betrug der Frauenanteil im aktiven Militärdienst im Irak 17% (Office of the Under Secretary of Defence 2007). Der höchste Frauenanteil mit 19,6% fand sich bei der US-Air Force, der niedrigste mit 6,1% bei den US-Marines.

Aus den Fragebogen-Untersuchungen von Ender geht hervor, dass Irak-Veteraninnen einen höheren Bildungsabschluss besitzen als Irak-Veteranen. Gemessen an ihrem prozentuellen Anteil waren mehr Afro-Amerikanerinnen im Irak als Afro-Amerikaner. Etwas mehr Irak-Veteraninnen als Irak-Veteranen beschrieben eine politische Zugehörigkeit zu einer Partei. Der Großteil der Frauen übte eine Tätigkeit ohne Waffengebrauch („non-combat arms“) aus und war eher in niedrigeren Rängen beschäftigt (nicht in Führungsebenen). Selten bestritten die Frauen zwei Einsätze im Irak, die meisten absolvierten einen Einsatz (vgl. Ender 2009: 95).

Irak-Veteraninnen sind, wie auch ihre männlichen Kameraden, seltener verheiratet und eher Single (vgl. Segal/Segal 2004: 31). Scheidungen sind jedoch unter Irak-Veteraninnen häufiger und sie haben seltener Kinder. Häufig fanden sich keine Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Irak-Veteranen (Vorbereitung, Arbeitsdauer, Job-Zufriedenheit) (vgl. Ender 2009: 95f).

Laut Hudson (2000: 20f) leisten Frauen im Militär einen besonders wertvollen Beitrag. So sollen Frauen ein positives Zeichen in Bezug auf Gleichberechtigung und Demokratie vermitteln. Ihre Anwesenheit soll dazu beitragen, dass sexualisierte Gewalt von männlichen Soldaten gegenüber der Zivilbevölkerung zur Sprache gebracht wird und soll das Risiko sexualisierter Übergriffe auf Zivilistinnen und Zivilisten verringern. Aufgrund ihrer angeblich höheren Empathie-Fähigkeit sollen sie Vermittlungspositionen besonders gut erfüllen können. Frauen sollen auch besser mit Frauen der lokalen Bevölkerung in Kontakt treten können, so die Annahme. Tatsächlich bestätigte Enders Untersuchung die Hypothese, dass Soldatinnen eine größere Empathie für andere Kulturen zeigen als Soldaten. Auch bei der Abfrage verschiedener Einstellungen (zu Homosexualität in Schulen und Militär, Handwaffen, Abtreibung, traditionelle Rolle der Frau, Beten in öffentlichen Schulen, Budget für Landesverteidigung) zeigten sich die Frauen im Militärdienst weniger rigide als Männer.

Inwieweit Frauen für bestimmte Aufgaben tatsächlich besser geeignet sind ist jedoch fraglich. Die Folterungen im irakischen Gefängnis Abu Ghraib, an der auch US-Soldatinnen beteiligt waren, lassen vermuten, dass auch Frauen Folterungen und Gräueltaten nicht verhindern können, sondern im Gegenteil sich aktiv daran teilnehmen (vgl. Dittmer 2010: 102).

Für Frauen ist das Militär nach wie vor eine Herausforderung. Durch die schlechte Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die traditionell männlichen Organisationskultur, sexualisierte Gewalt am Arbeitsplatz und die Tatsache, dass „Gender Mainstreaming“ in Wirklichkeit wenigen Akteurinnen bzw. Akteuren ein Begriff ist, werden den wenigen weiblichen Militärangehörigen nach wie vor Steine in den Weg gelegt (vgl. Dittmer 2010: 98). Die vorherrschende Einstellung der männlichen Militärs zu Frauen im Militärverband ist immer noch äußerst traditionell und sieht Frauen lieber als Feld-Krankenschwestern, Sekretärinnen oder Mechanikerinnen statt als Kampffjet-Pilotinnen oder Flugabwehrschützinnen. Tätigkeiten mit Waffengebrauch werden real jedoch schon längst von Frauen ausgeübt, wenn diese auch die Minderheit sind (vgl. Ender 2009: 97f)

2.3 Soldatinnen und Soldaten im Krieg

Dieses Kapitel widmet sich den Soldatinnen und Soldaten im Krieg. Was erleben sie in einem Krieg, das spätere Auswirkungen nach sich ziehen könnte? Was sind ihre Aufgaben, welchen Herausforderungen müssen sie sich stellen? Auf diese Fragen wird nachfolgend eingegangen.

2.3.1 Der Kriegsschauplatz

Will man Krieg soziologisch untersuchen, muss man auch den sozialen Ort, die geographische Örtlichkeit kriegerischer Auseinandersetzungen betrachten, an der Krieg ausgetragen wird. Vielleicht kommt einem der Begriff des mittelalterlichen Schlachtfeldes in den Sinn, man denkt an Reiter hoch zu Ross, die mit wehenden Fahnen einander entgegen reiten und Schwertkämpfe austragen. Der Kampf wird von Angesicht zu Angesicht in einer martialischen Schlacht ausgetragen. Das Wort Schlacht leitet sich aus dem althochdeutschen Wort „slahta“ ab, aus dem das mittelhochdeutsche Wort „slaht“ hervorging. Die Bedeutung dieses Wortes war „Tötung“; selbiges bedeuten heute noch die Worte „schlachten“ und „Schlachtung“². Das Schlachtfeld wird somit zum Schauplatz einer Schlacht, an dem heftige Gefechte zwischen militärischen Einheiten an einem klar abgegrenzten Ort ausgetragen werden.

War das militärische Kampfgebiet früher vor allem durch direkte Interaktionen geprägt, dominieren heute ausgeprägte Technologisierung und Differenzierung das Geschehen im

² <http://www.duden.de/rechtschreibung/Schlacht>, Stand: 28.07.11

„Destruktionsraum“ (Warburg 1999: 110). Im industrialisierten Schlachtfeld wurden die Arbeitsteilung differenzierter und die Waffensysteme komplexer, sodass die Artilleristen bzw. Artilleristinnen durch die fortschreitende Entpersonalisierung immer seltener die Folgen ihres Handelns selbst zu Gesicht bekamen. Durch vermehrte Arbeitsteilung wird auch die Verantwortung für kriegerisches Handeln dezentralisiert und an mehrere Personen abgegeben. Durch die Entgrenzung des Gewaltprozesses kann sich jeder bzw. jede Einzelne für die Folgen seines bzw. ihres Handelns immer weniger verantwortlich fühlen. Gewalttechnologien übersetzen unsere „Bedrohungs- und Überlegenheitsphantasien“ in technisches Handeln. Umgekehrt sind auch das waffentechnische Handeln und der „Kult der Waffe“ eine reichhaltige Quelle für Gewaltphantasien (von Trotha 1997: 32).

Gemeinhin stellt man sich im Krieg jedoch weit mehr unmittelbare Kampfhandlungen vor, als tatsächlich stattfinden. Auch in Vietnam hatten die wenigsten Soldaten, nämlich nur 14% im Jahr 1967, unmittelbaren Feindkontakt. 70% der Soldaten fallen in den kampffernen Bereich (vgl. Moskos 1968: 202f).

Die allzu groß werdende Distanz zwischen Handeln und Wirkung, die sich auflösenden Grenzen des Kriegsschauplatzes, immer komplexere Handlungsketten und die Technisierung des Krieges versuchen der Unübersichtlichkeit und Unkenntlichkeit entgegenzuwirken, die lange Zeit Kennzeichen des Schlachtfeldes waren und immer noch sind. Im Krieg herrscht eine Ordnung reduzierter Normierung und reduzierter Sanktionierung. Das bedeutet nicht, dass durch die Aufhebung der üblichen Regeln im Krieg alles erlaubt ist. Das Kriegsvölkerrecht regelt das Recht auf Krieg (*ius ad bellum*) und das Recht im Krieg (*ius in bello*). Bestimmte Regeln schaffen Strukturen im Umgang mit KombattantInnen, NichtkombattantInnen, Kulturgut etc., um Leiden und Schäden auf ein unvermeidbares Maß zu beschränken (humanitäres Völkerrecht). Sanktionierungen bei Verletzungen des Kriegsvölkerrechts sind jedoch selten (vgl. Wolff 1990).

Durch die reduzierte Normierung und Sanktionierung lässt sich Handeln nur noch eingeschränkt vorhersehen. Die eingeschränkte Vorausssehbarkeit des Handelns beschreibt in besonderer Weise kriegerische Taktik, denn Krieg bedeutet immer „überrascht werden“, „überrumpelt werden“, „in einen Hinterhalt geraten“. Der Ausgang des Krieges ist immer ungewiss. Der Kriegsschauplatz ist aus soziologischer Perspektive sehr wohl ein Ort mit bestimmten Strukturen und Normen, eine Unerwartbarkeit zeichnet aber jenen Raum in besonderem Maße aus (vgl. Warburg 1999: 110f).

Vor allem die zunehmende Entfernung von unmittelbaren Kampfhandlungen und die Unübersichtlichkeit des Krieges sind bei der weiteren Analyse mitzudenken. Das kriegerische Töten als Einheit, in der sich Kampf realisiert, wird in Kapitel 3.3.3. (Organisiertes Töten im Krieg) näher betrachtet.

Mit welchen Entbehrungen die Soldatinnen und Soldaten während ihres Einsatzes zu kämpfen haben, wird im folgenden Kapitel behandelt.

2.3.2 Deprivationen im Kriegsalltag

Der Krieg ist eine Extremsituation, deren emotionale und soziale Deprivationen den Soldaten/die Soldatin hart treffen. Bereits 1949 beschrieben der Soziologe Robin M. Williams, Jr. und der Sozial-Psychologe M. Brewster Smith das Gefecht als soziale Situation. Sie betonten, dass die Kriegserfahrung der Soldaten des 2. Weltkriegs von verschiedenen Faktoren beeinflusst werden, wie dem Einsatzort, der Dauer und der Tätigkeit im Krieg. Das Setting Krieg bedeutet ein hohes Verletzungsrisiko, physische Unannehmlichkeiten durch Schlafmangel, fehlende sexuelle Befriedigung, Isolation, Umgang mit Tod, Einschränkungen der persönlichen Bewegungsfreiheit, Ungewissheit, Wertekonflikte, Armut, Ermangelung an Individualität und Privatsphäre, Langeweile und Angst.

In den Militärdienst einzutreten bedeutet immer das Risiko, physischen oder psychischen Schaden zu nehmen oder gar getötet zu werden, lange Arbeitszeiten und Schichtarbeit, häufigen Standortwechsel, kurz- oder langfristige Auslandsaufenthalte, sich an rigide Regeln zu halten und in einer männlich dominierten Kultur zu arbeiten. Diese Anforderungen charakterisieren die wesentlichen Elemente des militärischen Lebens in der US-Armee (vgl. Segal 1989, Ender 2009: 46).

Andauernder Stress ist ein besonders bedeutender Teil des militärischen Lebens, speziell während eines Kriegseinsatzes. Bei diesem berufsbezogenen Stress unterscheidet man drei Arten: akuter, posttraumatischer und chronischer Stress.

Akuter Stress meint eine plötzlich auftretende Reaktion auf einen einmaligen, leicht identifizierbaren Vorfall. Ein Konflikt mit einem Kameraden oder Vorgesetzten kann plötzliche Angst auslösen. Dies hat einen trockenen Mund, hohe Herzfrequenz oder kognitive Störungen zur Folge, die auch rasch wieder verschwinden.

Lebensbedrohende Situationen lösen oftmals einen Schock aus, der längerfristig andauern kann. Dies bezeichnet man als Posttraumatisches Stresssyndrom („post-traumatic stress disorder“). PTSD kann eine verzögerte Folgeerscheinung von akuten, traumatischen

Stresssituationen sein, wie beispielsweise Folter, sexualisiertem Missbrauch, Kampfhandlungen oder Zeug-innenschaft von Gewalthandlungen.

Chronischer Stress ist Folge von dauerhaften externen Umständen, mit denen die betreffende Person nicht umgehen kann. Chronischer Stress äußert sich in physischen und psychischen Symptomen wie Schlafstörungen, schlechter Konzentration, Rückzug, Depressionen oder gar Schlaganfällen. Auch Langeweile oder berufliche Unzufriedenheit wirken sich in Form von chronischem Stress aus. Ebenso kann die Sekundärsozialisation im Militär besonderen Stress verursachen (vgl. vom Hagen 2003: 256f).

Auch Soldaten des 2. Weltkriegs ertrugen erheblichen Stress und die Strapazen des Gefechts, oft über Jahre hinweg. Dennoch konnten sich einige Soldaten eine gewisse Zufriedenheit bewahren, genauer beschrieben 21% der Soldaten im Infanterie-Einsatz eine Zufriedenheit bei ihrer aktuellen beruflichen Beschäftigung, 55% aller freiwilligen Soldaten in der Gegend des pazifischen Ozeans und 72% der Flugstreitkräfte, die Bombenangriffe durchführten (vgl. Ender 2009: 41).

In Vietnam war die Welt der Infanteriesoldaten und Infanteriesoldatinnen eingeschränkt durch ihre immer gleiche Routine. Die Soldaten lebten von einem Tag auf den nächsten, da sie über den Zeitpunkt ihrer Heimreise Bescheid wussten. So entstand eine Routine aus dem physischem Stress des Gefechts und dem Alltag des Kriegserlebens mit all seinen Belastungen: schweres Gepäck, das geschmacklose Essen, Durchfall, Wasser- und Schlafmangel, Blutegel, Moskitos, Regen, sengende Hitze und Schlamm (vgl. Moskos 1970: 141).

Ganz anders war nach dem Vietnamkrieg die Situation der Soldatinnen und Soldaten in amerikanischen Missionen zur Friedenssicherung und –erhaltung (peace keeping missions). Hier dominierte Langeweile das tägliche Leben am Sinai (vgl. Harris et al. 1993). Auch jene Soldaten, die an der Aufbaumission für den 1. Golfkrieg beteiligt waren, beschrieben Langeweile (vgl. Ender 2009: 42).

Viele dieser geschilderten Deprivationen wurden immer wieder in den Erzählungen der interviewten Irakkriegsveteranen und der Irakkriegsveteranin thematisiert. Einer ständigen Todesbedrohung ausgesetzt zu sein und Entbehrungen wie schlechtes Essen, Überanstrengung und Übermüdung dauerhaft erleben zu müssen, sind prägende Erfahrungen für die Soldatinnen und Soldaten. Die folgenreichen Auswirkungen dieser einschneidenden Erlebnisse werden im Kapitel 3.3.2. (Auswirkungen von Krieg und Militär) diskutiert.

Eine besonders tiefgreifende Erfahrung ist das Töten eines anderen Menschen. Krieg als „kollektives Gewaltphänomen“ beinhaltet notwendigerweise die Schädigung, Verletzung und Tötung von Menschen (vgl. Spreen 2010: 51). In der Tötung finden die Gewaltpraktiken als Kern militärischen Handelns (vgl. Kühne/Ziemann 2000: 43) ihre extremste Ausprägung. Als zentrales Element des Krieges behandelt das nächste Kapitel das System, den Akt und die Folgen organisierter Tötungsgewalt.

2.3.3 Organisiertes Töten im Krieg

„Da gab es vier Jahre lang ganze Quadratmeilen Landes, auf denen war der Mord obligatorisch, während er eine halbe Stunde davon entfernt ebenso streng verboten war. Sagte ich: Mord? Natürlich Mord. Soldaten sind Mörder.“
– Kurt Tucholsky

Tucholskys berühmtes Zitat stammt aus der Glosse „Der bewachte Kriegsschauplatz“ und heizte 1931 eine öffentliche Diskussion darüber an, ob man Soldaten und Soldatinnen als Mörder bzw. Mörderinnen bezeichnen dürfe. Dabei wurden Fragen über die Ethik des Krieges und des Tötens im Krieg aufgeworfen. Ist Krieg ein System das aus Menschen Mörder macht? Dieses Kapitel thematisiert die Rolle tötender Soldaten und Soldatinnen sowie die Faktoren, die dieses Töten überhaupt erst ermöglichen. Zum Umgang mit Schuld und Verantwortung wird insbesondere auf das Kapitel 5.2.3.3. (Schuldeingeständnis) verwiesen.

Die wissenschaftliche Rezeption von Töten im Krieg erscheint angesichts seiner Tragweite mager. Kühne und Ziemann kritisieren eine Unschärfe und maximal moralisierende Diskussion in der Militärgeschichte zu diesem Thema. Weit verbreitet sei eine viktimisierende Erzählhaltung, die VeteranInnen bzw. Veteranen ausschließlich als geschundene Opfer darstellt. Jene, die das heldenInnenhafte Töten hinterfragen sprechen von kollektivem Mord und der Absurdität des gefallenen Helden (vgl. Kühne/Ziemann 2000: 28ff). Auch Michael Geyer (1995: 36) fordert explizit „eine Kriegsgeschichte, die vom Tod spricht“. Die Erfahrung des Krieges verlangt nach einer Auseinandersetzung mit dem von Menschen produzierten Massentod.

Warum ist es Menschen möglich einander im Krieg zu töten? Menschen, die im zivilen Leben nie zur Tötung eines anderen in der Lage wären, greifen im Krieg zu den Waffen. Das Töten im Krieg geschieht unter verschiedenen Umständen und Beweggründen und ist selten das

saubere technische Eliminieren eines feindlichen Objekts, welches die Propaganda-Medien gerne präsentieren.

Aus der Studie von Hoge et al. (2004: 16) geht hervor, dass 71-86% aller Irakkriegssoldatinnen bzw. -soldaten an Feuergefechten beteiligt waren. Durchschnittlich waren diese Kombattanten und Kombattantinnen in fünf unmittelbare Kampfhandlungen involviert.

Kriegerisches Töten wird dadurch ermöglicht, dass der Soldat bzw. die Soldatin nicht selbst die *Verantwortung* für Tötungshandlungen übernehmen muss, sondern Tötungen durch militärische Befehlshabende autorisiert werden. Im Krieg wird getan, was getan werden muss, um sich selbst, seine Familie oder Nation gegen einen unmenschlichen Anderen zu *verteidigen*. Man muss sie/ihn töten oder wird selbst getötet. Erst diese Einstellungen ermöglichen den Prozess des Tötens im Krieg (vgl. Dewey 2004: 21f).

Die Erkenntnis Stouffers (1949) war, dass Soldatinnen und Soldaten nicht aus abstrakten Gründen wie Freiheit oder Demokratie töten, sondern ihre treibende Motivation der *Gruppenzusammenhalt* ist. Der Soldat bzw. die Soldatin kämpft für seine bzw. ihre Kameraden und Kameradinnen, deren Schutz und Leben ihm bzw. ihr wichtiger ist als alles andere. Die große Bedeutung der intensiven Gruppenbindung wurde bereits in Kapitel 3.2.1. (Struktur der Institution Militär) erörtert.

Ein weiterer Faktor, der Töten in militärischen Konfrontationen ermöglicht, ist *Propaganda*. Bei der Ausführung von Gewalttaten spielt die moralische Rechtfertigung eine große Rolle. Ideologien mobilisieren und legitimieren soziale Handlungen. Durch eine entsprechende Legitimation gelingt es, Taten trotz übergeordneter moralischer Normen und möglicher negativer Auswirkungen zu rechtfertigen (vgl. Malešević 2010: 131).

Sowohl die Soldatinnen und Soldaten als auch die Zivilbevölkerung des kriegführenden Landes haben das Bedürfnis nach einer entsprechenden Kriegslegitimation. Damit die Unerträglichkeit des Krieges, das schmutzige Geschäft des Tötens und Sterbens auf beiden Seiten legitimiert werden können, müssen große Anstrengungen unternommen werden. Die Legitimation eines Krieges geschieht meist im Namen edler Werte. Die wahren Gründe, die weit weniger ehrenhaft sind, werden selten öffentlich kundgetan. Anstatt um Freiheit geht es

häufiger um den Zugang zu Ressourcen, Profite für Unternehmen (Rüstungsindustrie), Vorgänge am Börsenmarkt oder die Durchsetzung kultureller oder religiöser Vorstellungen.

„Der Anspruch, die freie Welt vor Unterdrückung und Sklaverei zu schützen und die Demokratie zu verteidigen, hatte gerade in seiner Wirkung auf die eigene Bevölkerung erhebliche Bedeutung. In der öffentlichen Meinung machte es einen enormen Unterschied, ob die USA in den Krieg zogen, um ökonomische und geostrategische Interessen zu wahren oder ob die dies taten, um die Welt „zu retten“.“ (Elter 2005: 27)

So wird der Mythos eines „gerechten“ Krieges kreiert, der die Soldatinnen und Soldaten mit der entsprechenden Motivation ausstatten und das Volk im Kampf gegen das Böse einen soll. Die Mission wird zum „edlen Kreuzzug“ stilisiert, für den auch göttliche Mächte vereinnahmt werden (vgl. Henkens 2010: 25ff).

Teil der militärischen Propaganda ist die Schaffung von *Feindbildern*. Propaganda überzeugt die Rekrutinnen und Rekruten, dass es sich nicht um einen menschlichen Feind handelt, sondern um ein „Monster“ einer anderen Spezies. „Der Feind“ ist ein unmenschlicher und monströser: der Nazi, der „Gook“ (abfällige Bezeichnung für Vietnamesen und Vietnamesinnen, vor allem Angehörige der Viet Cong; gebräuchlich im Vietnamkrieg), der Kommunist oder die Kommunistin, der Terrorist oder die Terroristin oder auch der „Haji“, „Camel jockey“, „Raghead“ oder „Towelhead“³ (abfällige Bezeichnung für Muslime, gebräuchlich im Irakkrieg). Diese Feinde sind es, die Wirtschaft und Politik der Heimatnation bedroht, das Leben der Bevölkerung und die Werte der Gesellschaft. Die Feinde foltern, morden und vergewaltigen. Durch diese Stereotypisierung kann der Soldat bzw. die Soldatin gleichgültig und ohne Empathie töten. Ein ganzes Volk wird dämonisiert und die eigene Nation glorifiziert. Amerikanismus dient als latente Ideologie als Basis für die Moral der Soldatinnen und Soldaten (Moskos 1968: 199ff).

Zudem werden einzelne oder kollektive Gewalttaten zu Heldentaten glorifiziert. Popitz ordnet der *Verherrlichung* und „Rechtfertigung durch Glanz und Ruhm“ eine funktionelle emotionale Kompensation zu. „Der Lobpreis der Gewalt“ widersetzt sich allen Bedenken und schafft dieses durch den Glauben an einen höheren Sinn, einen göttlichen Auftrag oder Beistand. Gewalt als „äußerste Steigerung der Überlegenheit über andere Menschen“ wird durch ihre Verherrlichung zur Erwähltheit der Herrschenden schlechthin erhöht (Popitz 1992: 66f). Eine andere Form der Glorifizierung ist die Gewalt der Unterdrückten und

³ Zur Verwendung dieser Ausdrücke wird auf Kapitel 5.2.2.5. (Suche nach dem Feind) verwiesen, das die Feindesvorstellungen der interviewten US-amerikanischen SoldatInnen beschreibt.

Erniedrigten als Akt der Befreiung. Befreiung und Notwendigkeit legitimieren die Gewalt (ebd.).

Ein weiterer Grund, der Soldatinnen und Soldaten zum Kämpfen und Töten treibt ist jener der *Rache*. Trauer über den Tod der Kameradinnen und Kameraden oder Familienangehörigen kann zur Entwicklung starker Rachegelüste führen. Die Furcht vor dem eigenen Tod tritt in den Hintergrund. Auch andere Emotionen wie Machthunger oder Angst erleichtern das Töten (vgl. Popitz 1992: 66f). *Töten aus Lust* kann für den Soldaten bzw. die Soldatin selbst überraschend und schockierend sein. Wenn er bzw. sie in der Situation des Kampfes erkennen muss, dass die Ausübung von Gewalt, das Töten oder Quälen als lustvoll empfunden wird, lernt derjenige bzw. diejenige seine/ihre dunkelste, nicht akzeptable Seite kennen und muss lernen, mit dieser Erfahrung umzugehen (vgl. Dewey 2004: 57).

Zu Beginn des Krieges kann ein *Gefühl der Unsterblichkeit* auftreten, demzufolge die Soldatinnen und Soldaten dem Glauben verfallen, nicht angreifbar und unverwundlich gegenüber zu sein (vgl. Dewey 2004: 45f). Dieses Gerüst kann zusammenbrechen, wenn enge Freundinnen und Freunde getötet werden, die dem Soldaten oder der Soldatin ähnlich erscheinen, woraufhin auch das eigene Leben in Gefahr scheint (vgl. Grinker/Spiegel 1945: 122).

Wenn die Kombattantinnen und Kombattanten früher oder später bemerken, dass es sich bei ihren Feindinnen und Feinden auch um Väter, Mütter, Söhne und Töchter handelt, erkennen sie die Ähnlichkeit, die zu ihrem eigenen Leben gegeben ist. Gewissenloses töten wird dadurch immer schwieriger; die Bürde des Krieges macht sich nach und nach bemerkbar (vgl. Dewey 2004: 33).

Auch das Töten als *Akt der Selbstjustiz*, um Gerechtigkeit autonom zu erzwingen, das *versehentliche Töten von Zivilistinnen und Zivilisten* oder der unbeabsichtigte *Eigenbeschuss* („Friendly fire“) der eigenen Männer und Frauen kommen weit häufiger vor, als es die Kriegstreibenden eingestehen wollen.

Dazu kann auch das Erlauben oder Stillschweigen über die Taten zur großen psychischen Belastung für die Soldatinnen und Soldaten werden (vgl. Dewey 2004: 74). Verdichtete Gewalterfahrungen in Form von solchen Kampfsituationen sind in der Regel kurze Erlebnisse, die jedoch sehr lange nachwirken und „einen ungewöhnlich großen Schatten werfen“ (Bahrdt 1987: 85).

2.3.3.1 Tötungshemmungen

Laut Malešević haben Soldatinnen und Soldaten trotz „brainwashing“ im militärischen Training, trotz hochtechnologischer Waffen und klarer militärischer Strategien und Ziele größte Hemmungen zu töten. Die empirischen Studien von Colonel Marshall aus dem 2. Weltkrieg belegen, dass nur 15 bis 25% der Kämpfer an vorderster Front bereit waren, ihre Waffen zielgerichtet auf den Feind/die Feindin abzufeuern. 75 bis 85% verweigerten es entweder zu schießen oder schossen mit Absicht in die Luft (Marshall 2000 (1947): 54ff). Jedoch sind diese Zahlen umstritten und Colonel Marshall wird vorgeworfen seine Studien gefälscht zu haben (Grossman 1996: 8ff). Dennoch bestätigen andere Untersuchungen Marshalls Ergebnisse. Im amerikanischen Bürgerkrieg zündeten viele Soldaten ihre Waffen ohne ein Objekt anzupeilen; ihre Vorgesetzten bemerkten dies nicht (Holmes 1985, Griffith 1989, Grossman 1996 und Bourke 2000). Nur 10% der Soldaten des 2. Weltkriegs wurden als kampfbereit eingestuft. Die Mehrheit der Soldaten sei starr vor Angst und nur eine Minderheit erledigte das Kämpfen und Töten wie erlernt (vgl. Bourke 2000: 73). In den zwei Weltkriegen und anderen gegenwärtigen Konflikten haben alle großen Armeen eine Kampfpolizei, die die Truppen am Weglaufen hindert und sicherstellt, dass diese sich am Kampf beteiligen (vgl. Collins 2008: 49).

Im Vietnamkrieg wurden für jeden getöteten vietnamesischen Soldaten 50.000 Geschosse abgefeuert, was eine übermäßig große Zahl an Fehlschüssen bedeutet hat (vgl. Grossman 1996: 12).

Das Töten eines Menschen wird von vielen ehemaligen Militärs als ein traumatisches Erlebnis beschrieben. Weinen, Schreien, sich Übergeben und Schuldgefühle sind Teil einer Tötung. Ein amerikanischer Veteran aus dem 2. Weltkrieg erinnert sich, wie er eigenhändig einen japanischen Soldaten tötete:

„I can remember whispering foolishly „I’m sorry“ and then just throwing up... I threw up all over myself... I had urinated in my skivvies... It was just betrayal of what I’d been taught since a child“
(Grossman 1996: 88)

Nach dem 2. Weltkrieg wurde vermehrt Zwang und Kontrolle auf die Heeresmitglieder ausgeübt. Die Institution Militär macht sich auch mehr und mehr die sozialen Mechanismen des Gruppenzusammenhalts zunutze (vgl. Malešević 2010: 221). Mit diesen Mitteln konnte die Bereitschaft zu Schießen sukzessive gesteigert werden: von 12-25% im 2. Weltkrieg auf 55% im Koreakrieg bis zu 99% im Vietnamkrieg (vgl. Grossman 1996: 88ff).

In modernen Kriegen ist der Kampf von Angesicht zu Angesicht aufgrund von effizienten Langstreckenraketen, Fernlenkgeschossen und Bombardements aus großer Höhe eine Seltenheit, die den Soldatinnen und Soldaten eine örtliche wie emotionale Distanz verschafft. Nun weiß der Soldat oder die Soldatin mitunter gar nicht, ob, wie viele und welche Menschen er oder sie getroffen hat. Psychische Belastungsstörungen treten bei Soldatinnen bzw. Soldaten, die in Kampfeinsätzen aus der Distanz schießen, seltener auf (vgl. Malešević 2010: 227).

Die folgenden Kapitel stellen den Hauptteil dieser Arbeit dar und beschäftigen sich mit der Frage, inwieweit Kriegserlebnisse das zivile Leben der Veteraninnen und Veteranen nach ihrer Rückkehr in die Heimat beeinflussen.

2.4 Auswirkungen von Krieg und Militär

Krieg stellt für Soldatinnen und Soldaten ein dermaßen einschneidendes Erlebnis dar, dass er häufig oder Wendepunkt im Leben beschrieben wird. Die Entwicklung der Persönlichkeit vollzieht sich vor dem Hintergrund der Erlebnisse und Erfahrungen im Laufe eines Lebens. Traumatisierende Lebenserfahrungen und Veränderungen der Lebensumstände haben einen Wandel in den persönlichen Entwicklungen und der Gestaltung der Lebensgeschichte eines Menschen zur Folge. Die Persönlichkeitsentwicklung bezieht sich auf die charakterliche Entwicklung und Entfaltung eines Menschen, der Lebenslauf betrifft die Entwicklung der Lebensgeschichte mit all ihren Ereignissen und Bruchstellen. So kann das Leben sowohl eine positive als auch negative Wendung nehmen (vgl. Willi 2007).

Die Auswirkungen von Krieg auf den einzelnen Soldaten bzw. die Soldatin können relativ unterschiedlich ausfallen. Während die einen schwer beeinträchtigt sind und unter psychischen Störungen und Traumata leiden, betrachten andere den Krieg als Ereignis, der sie in positiver Weise gestärkt hat und reifen ließ. Dieses Kapitel untersucht die möglichen Folgen von Krieg und darüber hinausgehend die Ursachen, welche zu unterschiedlichen Verhaltensweisen führen können.

2.4.1 Krieg als positiver Wendepunkt

Die von Ender (2009) durchgeführten Untersuchungen an Veteraninnen und Veteranen des Zweiten Irakkriegs zeigen, dass diese ihrem Kriegseinsatz durchaus positive Seiten abgewinnen können. 75% der Soldatinnen und Soldaten des Zweiten Irakkrieges gaben an, ihr Einsatz im Irak sei ein einschneidender Wendepunkt in ihrem Leben. Hierunter werden nicht die negativen Dimensionen ihrer Militärerfahrungen, sondern positive persönliche oder soziale Wendepunkte in Verbindung mit ihrer Entsendung verstanden. Viele verglichen den Status der amerikanischen Gesellschaft mit dem Leben der Menschen im Irak. Dabei wurde das Privileg unterstrichen, in Amerika ein gutes Leben führen und sich glücklich schätzen zu können. Die Vorteile der wohlhabenden Nation wurden hervorgehoben und es wurde betont, nun nicht mehr alles als selbstverständlich anzusehen. Die Soldatinnen und Soldaten gaben auch an, der Irak-Einsatz hätte ihr humanitäres Bewusstsein über die Lage von Menschen in peripheren Ländern erhöht. Auch persönliche Gründe, beispielsweise nun eine bessere oder andere Person zu sein, mehr zu riskieren, aufgeschlossener zu sein, spielen eine Rolle. Der am zweithäufigsten genannte Grund für den Irakeinsatz als Wendepunkt im Leben war das Leben im Militär selbst. Dies wurde einerseits positiv wahrgenommen (gelernt eine Führungsperson zu sein, schnelle Entscheidungen zu treffen etc.), aber auch negativ (Organisation/Struktur, Unsicherheit, lange Zeit weg von zuhause etc.). Ein Viertel der Militärs gab an, aus dem Militärdienst austreten zu wollen. Die dritte Kategorie umfasst familiäre Gründe, die für ein Viertel aller befragten Soldaten relevant sind. Am häufigsten genannt wurde, die Familie wieder mehr schätzen zu können, aber auch Probleme mit der Familie oder Scheidung traten auf. Die vierte Kategorie wird unter „andere Wendepunkte“ subsumiert und beinhaltet spirituelle, politische oder psychische Offenbarungen (vgl. Ender 2009: 116f).

Naturgemäß sind die Folgen von Krieg für den Soldaten bzw. die Soldatin nicht durchwegs positiv. Häufig wird Krieg als negativer Wendepunkt im Leben betrachtet. Im folgenden Kapitel werden die negativen Auswirkungen von Krieg und Militär dargestellt, die als physische und psychische Narben im Leben eines Soldaten bzw. einer Soldatin bestehen bleiben.

2.4.2 Krieg als negativer Wendepunkt

Krieg kann physische oder psychische Folgeschäden bei den Soldatinnen und Soldaten hinterlassen. Dieses Kapitel trägt den unterschiedlichen Auswirkungen von Krieg Rechnung und widmet sich insbesondere jenen Auswirkungen, die das Verhalten der Soldatinnen und Soldaten in Bezug auf ihre Lebenssituation negativ beeinflussen. Nach einer Beschreibung der möglichen Reaktionen steht die Diskussion der verantwortlichen Ursachen im Fokus dieser Arbeit.

„Kriegsverletzte ragen in die Nachkriegszeiten hinein und erinnern an die zerstörerische Gewalt des Krieges wie Ruinen“, schreibt Joas (2000: 165) über die Verwundung und Zerstörung des kriegerischen Leibes. Im modernen „Krieg gegen den Terror“ überleben mehr Armeeangehörige ihre Verletzungen als in allen anderen Kriegen. Der Fortschritt der Medizin, schnellere Evakuierungen, verbessertes Equipment und kugelsichere Schutzwesten und –anzüge heben die Überlebensrate deutlich. Die Statistik des US Department of Defense ging 2007 von 50.500 Verletzungen aus, wobei 20% Verletzungen des Rückenmarks oder des Gehirns betreffen. Die Anzahl der Amputationen liegt bei rund 6% und übertrifft bereits jetzt die äquivalenten Zahlen aus dem Vietnam Krieg. Dementsprechend stellt die große Zahl an Veteraninnen und Veteranen mit körperlicher Behinderung neue Herausforderungen an die Gesellschaft, die ihre Versorgung und Betreuung gewährleisten, sowie ihre verminderte Arbeitsfähigkeit ausgleichen muss (vgl. Church 2009: 45f).

Krieg hat jedoch auch emotionale Auswirkungen für die Soldaten und Soldatinnen. Die Schwierigkeit, Menschen nah an sich heranzulassen wird von den meisten Veteraninnen und Veteranen nach ihrer Rückkehr beschrieben. Unbewusst besteht die Angst, wieder einen geliebten Menschen zu verlieren. Dewey beobachtete außerdem, dass ehemaligen Armeeangehörigen ihre schlimmsten Kriegserlebnisse für sich behalten und niemandem davon erzählen. Dieses Verhalten ist eng mit Selbstvorwürfen und Schuldgefühlen verknüpft. „If I really told them what I have done, what would they think of me?“ Viele fragen sich bei dem Gedanken an grausame Kampferinnerungen welcher Mensch zu so einer Tat fähig wäre: „What type of man could do that?“. Das Gefühl, ohnehin nicht verstanden zu werden, hält viele davon ab, ihre Geschichte zu teilen (vgl. Dewey 2004: 61, Dean, Jr. 1997: 93).

Ein anderes Phänomen ist das Gefühl der „Überlebensschuld“, wie es Überlebende aus NS-Konzentrationslagern beschreiben. Die eigene Existenz wird als zufällig und sinnlos betrachtet, weil scheinbar kein ausreichender Verdienst das eigene Leben über den Tod anderer hinaus rechtfertigen kann. Tiefgreifende Schuldgefühle bestimmen den Verlust des eigenen Lebenssinns. Das eigene Überleben wird zum Verrat (vgl. Joas 2000: 174f).

Sind die Kriegserlebnisse besonders traumatisch, kann der Soldat bzw. die Soldatin eine posttraumatische Belastungsstörung entwickeln.

2.4.2.1 Posttraumatische Belastungsstörung

Eine Posttraumatische Belastungsstörung (Posttraumatic Stress Disorder, PTSD) ist ein Störungsbild infolge eines individuellen lebensbedrohenden Ereignisses, wie Krieg, Vergewaltigung, Folter, Missbrauch oder Geiselnahmen. Albträume, Flashbacks, Zwangsvorstellungen, emotionale Erstarrung, Rückzug von der Außenwelt, Ruhelosigkeit, Schlafstörungen, Konzentrationsstörungen, Ungeduld, Überempfindlichkeit gegenüber Gerüchen, Geräuschen oder andere individuelle Stimuli sind Symptome des Posttraumatischen Belastungssyndroms.

Eine Zwangsvorstellung, die zurück in der Heimat immer wieder auftaucht, ist die Angst getötet zu werden. Die Betroffenen verbarrikadieren sich in ihren Häusern oder halten Wache anstatt zu schlafen. Viele ehemalige Militärangehörige fühlen sich in großen Menschenmengen unwohl und bevorzugen im Restaurant den Platz im geschützten Eck mit Blick zu Türe und Fenster. Vielfach kolportiert ist der aktive Schutz vor der imaginierten Tötung durch die Mitführung von Waffen oder die geladene Pistole unter ihrem Kopfpolster. Eine Gewohnheit aus Kriegszeiten, um sich vor Feinden zu schützen, die sich auch nach jahrelanger Therapie schwer ablegen lässt. Um sich von der imaginierten ständigen Bedrohung zu erlösen kann die immerwährende Angst zur Tötung anderer oder auch zur Selbsttötung führen (vgl. Dean Jr. 1997: 101f).

Ein psychischer Zusammenbruch tritt selten während dem Kriegseinsatz auf, sondern meist nach der Rückkehr ins Zivilleben. Häufig treten die Folgen traumatischer Kriegserfahrungen auch erst Jahre später auf. Jedoch wurde bereits drei bis vier Monate nach ihrer Rückkehr wurde bei 12-13% der Irakveteraninnen und -veteranen PTSD festgestellt (Hoge et al. 2007: 150). Andere Schätzungen gehen davon aus, dass ungefähr 18% der Truppen aus dem Irak

von PTSD oder Depressionen betroffen sind (vgl. Tanielian et al./The Rand Corporation 2008: 1).

Ein Drittel der Veteraninnen und Veteranen, die die Leistungen der kostenlosen militärischen Gesundheitsfürsorge (VA) in Anspruch genommen haben, wurden mit PTSD oder anderen psychosozialen Störungen diagnostiziert. Davon am stärksten betroffen sind junge Militärs unter 25 Jahren, da diese vor allem in niederen Rängen dienen und daher eher direktem Kampf ausgesetzt sind. Junge weiße Männer besitzen das höchste PTSD-Risiko (vgl. Seal et al. 2007: 478f). Angststörungen wie PTSD treten häufig in Kombination mit anderen psychischen Erkrankungen auf. Auch besteht ein starker Zusammenhang zwischen PTSD und dem Missbrauch von Suchtmitteln. Infolgedessen sind diese Personen stärker von Langzeitarbeitslosigkeit betroffen (Ouimette/Read 2008, zit. nach Church 2009: 47).

Obwohl an PTSD erkrankte Veteraninnen und Veteranen durch die Langzeitfolgen des Krieges geschädigt sind, wird diese Gruppe nicht durch das Purple Heart geehrt werden. Das „Purpurherz“ ist eine Verwundetenauszeichnung der amerikanischen Streitkräfte, die den im Kampf verwundeten Soldatinnen und Soldaten bzw. ihren Hinterbliebenen verliehen wird. Diese Tatsache gibt Aufschluss über die geringe Anerkennung psychischer Kriegswunden (vgl. Church 2009: 47).

Je früher mit einer entsprechenden Therapie begonnen wird, desto besser sind die Aussichten auf Heilung. In einer Verhaltenstherapie mit Medikamentenunterstützung (Schlafmittel, Antidepressiva etc.) können die Symptome von PTSD reduziert und neue Verhaltensweisen erlernt werden (vgl. Church 2009: 48).

2.4.2.2 Traumatic Brain Injuries

Explosionen oder Angriffe durch Bomben, Granaten und Mörser können ein schweres Schädel-Hirn-Trauma auslösen, das im Englischen als Traumatic Brain Injury (TBI) bezeichnet wird. Bei etwa 43% der aus dem Global War on Terror zurückgekehrten US-amerikanischen Veteraninnen und Veteranen wurde TBI diagnostiziert (vgl. Church 2009: 45). Die schweren Schädigungen des Gehirns können den Betroffenen/die Betroffene stark beeinträchtigen. Kognitive Probleme wie Konzentrationsstörungen, Störungen des Urteilsvermögens, der Informationsverarbeitung, der Merkfähigkeit oder Sprachstörungen; Störungen der Wahrnehmung bei Hören, Sehen, Orientieren, Berühren und der Empfindung von Schmerz; physische Probleme wie Störungen der Motorik,

Ermüdungserscheinung, Kopfschmerzen, Krämpfe und verminderte Durchhaltefähigkeit; Verhaltensstörungen und emotionale Beeinträchtigungen wie leichte Erregbarkeit, Ungeduld, Kontrollverlust, Impulsivität, Selbstwahrnehmungsstörungen, Stimmungsschwankungen, Persönlichkeitsänderungen; psychiatrische Probleme wie Depressionen, Halluzinationen, Paranoia oder Selbstmordgedanken sind Symptome traumatischer Gehirnverletzungen. Bei großer Erschöpfung oder Reizüberflutung kann die Intensität der Symptome zunehmen. Die verminderte Kontrolle über sich selbst kann eine Lernbeeinträchtigung und Arbeitsunfähigkeit zur Folge haben (vgl. Church 2009: 46).

In speziellen Coachings werden Tages- und Zeitstrukturen entwickelt, die den Veteranen bzw. die Veteranin mit TBI durch Wecker, Terminkalender, koordinierte Pausen, Gedächtnisstützen, Checklisten und Telefonanrufe unterstützen. Programme zu Aggressionsbewältigung und gezielte Betreuung sollen dem Veteranen bzw. der Veteranin helfen, in ein geordnetes Leben zurückzufinden (vgl. Church 2009: 45).

2.4.2.3 Ursachen

Der Unterschied zwischen einer Anpassungsstörung und PTSD liegt im Ausmaß des Stressfaktors, der auf die Militärangehörigen im Krieg einwirkte. PTSD tritt meist aufgrund von *prägenden Kampferfahrungen* auf, wie angeschossen zu werden, direkter Kontakt mit Leichen, jemanden kennen, der getötet worden ist oder dem Töten von feindlichen Kombattantinnen und Kombattanten. Diese Erlebnisse sind mit Gefühlen starker Angst oder Hilflosigkeit verbunden. In Flashbacks und Träumen wird das Trauma immer wieder durchlebt. Das Auftreten von PTSD steigt auch mit der Anzahl der unmittelbar erlebten Kampfgefechte.

Im Irakkrieg waren 90% der von Hoge et al. befragten im Fronteinsatz stehenden Soldatinnen und Soldaten aus Army, Marines und Luftlandtruppen (Airborne Forces) diesen Kampferfahrungen ausgesetzt. Kämpfende Bodentruppen stellen rund ein Viertel aller Angehörigen aus Army und Marines dar, sowie 40% des aktiven Personals aller militärischen Truppengattungen (vgl. Hoge et al. 2004: 17f). Aus der Studie von Seal et al. (2007: 476f) geht hervor, dass die Mehrheit des militärischen Personals, welches im Gesundheitssystem des Department of Veterans Affairs behandelt wurde, intensiven Guerilla-Kämpfen ausgesetzt war. Außerdem erlebten sie die ständige Bedrohung durch versteckte Sprengsätze am Straßenrand, sowie unkonventionelle Spreng- und Brandvorrichtungen, die als alltägliche Gegenstände getarnt werden. Viele Militärangehörige führen mehrere Einsätze durch. PTSD

korreliert stark mit dem Ausmaß der physischen Verletzungen. Nie zuvor überlebten so viele Verwundete trotz schwerster Verletzungen.

Dean, Jr. (1997: 91) macht die psychosoziale Gesundheit der Veteraninnen und Veteranen auch von den *Reaktionen der Gesellschaft* abhängig, die sie nach ihrer Rückkehr empfängt. Ein Soldat bzw. eine Soldatin muss mit den inneren Konflikten fertig werden, die die unterschiedlichen Wirklichkeiten des Krieges verursachen. Er bzw. sie kennt die Realität des Krieges, hat Leid erlebt und verursacht und sieht sich schlussendlich mit dem romantisierenden Bild der Öffentlichkeit konfrontiert, wo HeldInnentum und Patriotismus als Wertvorstellungen dominieren (vgl. Lifton 1973: 39). Werden die Militärangehörigen begeistert in ihrer Heimat willkommen geheißen, verringern sich psychologische Probleme und Schwierigkeiten bei der Resozialisierung. So wird daraus auch der Schluss gezogen, dass Vietnam-Veteraninnen und -veteranen aufgrund der Anti-Kriegs-Stimmung in den USA nach dem Vietnam-Krieg größere Schwierigkeiten hatten als US-Soldatinnen und Soldaten aus vorangegangenen Kriegen. Gegenwärtig scheint die Bevölkerung die Zurückkehrenden nach wie vor zu unterstützen. Obwohl sechs von zehn Amerikanern bzw. Amerikanerinnen behaupten, der Krieg im Irak war es nicht wert gekämpft zu werden und mehr als 40% eine Ähnlichkeit mit dem Scheitern im Vietnamkrieg erkennen, werden die Veteraninnen und Veteranen des Irakkriegs noch immer positiv willkommen geheißen (vgl. Hafemeister/Stockey 2010: 107).

Durch stark besuchte, zivile Siegesparaden, die eine rituelle Akzeptanz ausdrücken, können ehemalige Soldatinnen und Soldaten ihr Gewissen hinsichtlich ihrer Kriegshandlungen beruhigen. Manchmal können Paraden schreckliche Erinnerungen allerdings nicht nur nicht wegwaschen, sondern werden zum Ärgernis, zu einer Konfrontation mit der Vergangenheit für ehemalige Militärs, die ihre Kriegserlebnisse lieber verdrängen und eine zivile Routine finden möchten (vgl. Dean, Jr. 1997: 98).

Nach der Entlassung aus dem Militär und der unterstützenden Bruder- und Schwesternschaft der Einheit hatten jene Personen mehr Probleme mit ihrem Leben daheim, die auch zu Beginn ihrer Militärkarriere die größten Schwierigkeiten hatten. Wenig überraschend hatten auch jene, die Drogen und Alkohol zugeneigt sind, ohne die strengen Regeln und die Disziplin des Militärs größere Schwierigkeiten ihre Abhängigkeit im Zaum zu halten. Jene mit Depressionen und Psychosen hatten durch die Symptome von PTSD, wie Schlafstörungen und verstärkte Erregungen, größere Schwierigkeiten. Jene, die ihren Glauben verloren und

deren Familien keinen ausreichenden Halt boten, hatten weniger Unterstützung und größere Probleme bei der Reintegration in ihr ziviles Leben (vgl. Dewey 2004: 57f).

Viele schränken ihren medialen Konsum ein, bei dem der Zuschauer bzw. die Zuschauerin in Filmen oder Nachrichten einer ständigen Kriegsbedrohung ausgesetzt ist. Der Tod eines engen Familienangehörigen oder der erste Krankenhausaufenthalt nach der Verwundung im Krieg können Symptome, die mit dem Krieg in Zusammenhang stehen, reaktivieren. Schwer belastet auch die Angst um die „Familie“ der Kameradinnen und Kameraden, die immer noch dort draußen ist und die der bzw. die Heimgekehrte nun nicht mehr aktiv beschützen kann (vgl. Dewey 2004: 48).

Auch der lange *Aufenthalt in der totalen Institution Militär* dürfte Auswirkungen auf das Verhalten der Soldatinnen und Soldaten nach ihrer Entlassung haben. Im Irak leben die Truppen in der am strengsten geregelten Umgebung außerhalb des Gefängnissystems. Durch die totalen Strukturen können sie dort nur wenige eigene Entscheidungen treffen, Essen, Kleidung, Freizeitgestaltung und Tagesablauf werden ihnen vorgeschrieben. Nur während der unmittelbaren Kampfhandlung bestimmen schnelle, autonom getroffene Entscheidungen mitunter über Leben und Tod. Nach der Entlassung verhält es sich ähnlich wie bei Haftentlassenen, die sehr lange Zeit inhaftiert waren. Ein Leben ohne Regeln und ohne rigide Strukturen ist ihnen fremd geworden. Ohne Wiedereingliederungsprogramme sind sie in ihrer neuen Freiheit oft hilflos und verloren (vgl. Goffman 1977).

Gemäß Joas (2000: 179f) ist das führende Motiv in den Schilderungen von Veteraninnen und Veteranen über die Auslöser von Wut und Gewalt ein *Gefühl des Verratenseins*. Für die eigene Misere verantwortlich gemacht werden häufig die Anwerber, die sie durch in Aussicht gestellte Bonusleistungen und unrealistische Beschönigungen des Krieges erst dazu gebracht haben, sich beim Militär einzuschreiben. Militärische Propaganda wird im Nachhinein als solche entlarvt. Von Verrat wird auch in Bezug auf einzelne Vorgesetzte und die gesamte Institution Militär gesprochen. Ein wichtiges Thema sind auch die Legitimation des Krieges, die Werte und Kriegsziele für die gekämpft wurde oder wird. Damit steht vor allem auch die dahinterstehende Politik in der Kritik. Enttäuschung erfasst die ehemaligen Kriegsdienenden, wenn sie von der amerikanischen Bevölkerung nicht nur euphorisch und dankend empfangen werden.

2.4.2.4 Langfristige Auswirkungen

Die manifesten Folgen von Krieg drücken sich durch verschiedene strukturelle Änderungen aus: Bei den Veteraninnen und Veteranen wie auch bei den aktiven Soldatinnen und Soldaten der Operation Iraqi Freedom (OIF) und Operation Enduring Freedom (OEF) wurden hohe Raten an psychischen Traumata, Depressionen, Alkoholmissbrauch und Suiziden gemessen. Es wird sogar befürchtet, dass die Zahl der Selbstmorde die Zahl der im Krieg getöteten Soldatinnen und Soldaten übertreffen könnte. In den USA nehmen sich täglich 23 Soldaten bzw. Soldatinnen das Leben (vgl. Seal et al. 2007: 476f). Auch eine höheren Zahl tödlicher Autounfälle, Drogentote und Vergiftungen werden mit ehemaligen Militärs in Verbindung gebracht (vgl. Joas 2000: 174).

Ebenso demonstrieren das Scheitern von Ehen und Beziehungen sowie die zahlreichen obdachlosen Veteraninnen und Veteranen die Erfolglosigkeit bei der Reintegration ins zivile Leben. 25% aller Obdachlosen sind ehemalige Kriegsdienende (vgl. Church 2009: 50).

Heimgekehrte Soldatinnen und Soldaten sind auch besonders von Arbeitslosigkeit bedroht, die infolge der wirtschaftlichen Rezession noch verstärkt wird. Gerade im traditionell männlich dominierten Baugewerbe und der verarbeitenden Industrie sind die Jobs für Veteraninnen und Veteranen knapp gesät (vgl. Church 2009: 50).

Die Symptome von PTSD wie aggressives oder impulsives Verhalten, die Entwurzelung durch Scheidung oder Arbeitslosigkeit bieten oftmals Nährboden für gewalttätige oder kriminelle Verhaltensweisen. Außerhalb des Kriegsschauplatzes führen diese Auswirkungen des Krieges dazu, dass ehemalige Armeeangehörige kriminell werden. Das folgende Kapitel setzt sich mit der Thematik der Kriminalität unter Veteraninnen und Veteranen auseinander. Die ausführliche Behandlung dieses Themas ist vor allem auf persönliche Interessen zurückzuführen.

2.4.3 Delinquente Veteraninnen und Veteranen

„Wenn man Menschen aufs Töten ansetzt, kann man sie nicht einfach wie eine Maschine wieder abstellen.“ (Chapman 1965: 173)

Die zerstörerischen Folgen von Krieg enden nicht mit dem offiziellen Kriegsende. Die USA führten einen Krieg auf feindlichem Territorium und sind nicht durch zerstörte Städte und

Landschaften, durch unzählige toten Zivilistinnen und Zivilisten sowie Schäden größten Ausmaßes betroffen wie die irakische Gesellschaft. (Von den unmittelbaren Folgen der Terroranschläge des 11. September 2001 und der ständigen Bedrohung durch weitere Anschläge auf amerikanischem Territorium abgesehen.) Die amerikanische Gesellschaft bekommt die Nachwehen des Krieges auf eine andere Art und Weise zu spüren, nämlich durch ihre eigenen Soldatinnen und Soldaten.

„Soldiers returning from Iraq and Afghanistan are increasingly running afoul of the law, bringing the stress of war to Colorado Springs' streets.“ schreibt die Online-Militärzeitschrift Military.com⁴ über die Probleme mit zurückgekehrten Irakveteraninnen und –veteranen nach Fort Carson in El Paso County, Colorado. Der 11.000 Einwohner-Ort ist im wesentlichen durch militärische Einrichtungen charakterisiert. „The Best Hometown in the Army – Home of America's Best!“ titelt die militärische Website von Fort Carson⁵. Im Jahr 2008 wurden fünf Mitglieder bzw. ehemalige Mitglieder der 4. Infanterie Brigade aus Fort Carson nach ihrer Rückkehr aus dem Irak wegen Mordes angeklagt⁶. In den zwei Jahren davor wurden vier weitere Morde von ehemaligen Irakkriegssoldaten verübt. Fälle von Vergewaltigungen, häuslicher Gewalt und sexualisierten Übergriffen durch Veteraninnen und Veteranen mehren sich. Im Gefängnis von El Paso County stieg die Zahl der Insassinnen und Insassen, die der US-Armee angehören, von 295 im Jahr 2005 auf 471 bis 25. Dezember 2007 an. Die militärischen Befehlshabenden in Fort Carson bestätigen, dass die ehemaligen Soldatinnen und Soldaten große Schwierigkeiten haben, sich wieder in die Gesellschaft einzufügen. Die Pflichtverteidigerin Sheilagh McAteer gab an, dass die Angeklagten vor ihrem Einrücken in den Irak weder Kriminalitätsgeschichte noch Drogenprobleme aufwiesen. Jedoch leiden mindestens vier der neun Angeklagten unter einer posttraumatische Belastungsstörung, viele wurden bei kriegesischen Kampfhandlungen verletzt (vgl. Ridder 2007, Alvarez/Frosch 2009).

Dieses Phänomen ist nicht neu: Bereits nach Ende des amerikanischen Bürgerkrieges wurden signifikant höhere Gefangenenzahlen verzeichnet. In staatlichen Gefängnissen des Nordens waren zwei Drittel Männer, die in der Army oder der Navy dienten. Die Situation war im Süden noch um vieles dramatischer. Dean Jr. zitiert aus Zeitungen, die über mutwillige

⁴ <http://www.military.com/NewsContent/0,13319,158912,00.html>, Stand: 01.08.2011

⁵ <http://www.carson.army.mil>, Stand: 01.08.2011

⁶ <http://www.nytimes.com/2009/01/02/us/02veterans.html?partner=permalink&exprod=permalink>, Stand: 01.08.2011

Gewalt, Morde, Vergewaltigungen, Brandstiftungen, Raubüberfälle und Einbrüche berichteten, deren Verantwortliche Veteranen des Bürgerkriegs waren (vgl. Dean, Jr. 1997: 98f).

Über die Zahl der Veteraninnen und Veteranen in US-amerikanischen Gefängnissen gibt es jedoch unterschiedliche Angaben. Christopher Mumola (2000) legt gegenteilige Ergebnisse vor. Die Gefangenensrate der ehemaligen Armeeingehörigen in bundesstaatlichen und Staatsgefängnissen sei faktisch weniger als halb so hoch wie jene der zivilen Bürgerinnen und Bürgen. Zivile Afroamerikaner sind 12 Mal häufiger Täter von Morddelikten als Afroamerikaner, die der US Armee angehören (vgl. Mumola 2000: 1ff). Dewey bezeichnet Ex-SoldatInnen als Menschen mit der stärksten Kontrolle über ihr Verhalten und ihre Emotionen, im Vergleich zu allen anderen Gruppen, die er je als Psychiater behandelte. Ausnahme sind Veteraninnen und Veteranen unter Alkoholeinfluss (vgl. Dewey 2004: 60).

2.4.4 Ursachen

Für die Erklärung der hohen Kriminalitätsrate aus dem Krieg zurückgekehrter Soldatinnen und Soldaten können unterschiedliche Erklärungsmodelle herangezogen werden. Gewalttaten kann man einerseits durch soziostrukturelle Merkmale der Täterinnen bzw. Täter (in Bezug auf soziale Ungleichheiten oder Benachteiligung) erklären oder aber durch divergierende Norm- und Wertvorstellung. Diese Ansätze werden hier aufgegriffen. Dabei kann man zwei Gruppen unterscheiden: Entweder entsteht eine „Kultur“ der Gewalt durch die Gewöhnung an eine gewaltvolle Atmosphäre, wie es im Militär der Fall ist oder es findet ein genereller gesellschaftlicher Wertewandel oder -verlust statt, durch den gewaltverherrlichende Vorbilder durch Medien und Politik in den Vordergrund treten, gewalthemmende Autoritäten dagegen kaum existieren (vgl. Joas 2000: 272f).

Die Auswirkungen des militärischen Trainings, das aus Zivilistinnen und Zivilisten Kampfsoldatinnen bzw. Kampfsoldaten macht, sind weitreichend. Nach der Rückkehr des Soldaten/der Soldatin können die erlernten Techniken und die antrainierte geistige Haltung der Gesellschaft gefährlich werden. Die kriegsische Konditionierung bleibt oft nach dem Krieg intakt. Die erlernten manuellen Fertigkeiten wie Nahkampf, das Aufspüren von Feinden bzw. Feindinnen oder die Handhabung von Waffen und Sprengstoff sind zwar in einem Krieg überlebenswichtig, nach der Rückkehr des Soldaten bzw. der Soldatin sind sie allerdings

gefährlich. Der bzw. die Zurückgekehrte muss sich in einem Leben ohne ständige Bedrohungen neu zurechtfinden, für das er bzw. sie nicht (mehr) vorbereitet worden ist. Besonders sichtbar wird der Einfluss des militärischen Trainings, wenn Kampfveteraninnen oder -veteranen mit PTSD Gewaltakte verüben (vgl. Hafemeister/Stockey 2010: 107f).

Die „Gewaltneigung“ der Kampfveteraninnen und –veteranen ist höher als die von Zivilistinnen und Zivilisten ohne Kampferfahrung. Personen, die vorher nicht zu Gewalt neigten, aber in Kampfhandlungen involviert waren, werden häufiger gewalttätig als jene, die keinen direkten Kämpfen ausgesetzt waren. Ihre Gewaltneigung haben sie dementsprechend im Krieg erworben. Der Kampf „transformiert die Persönlichkeit“ der Soldatinnen und Soldaten so, dass sich ihr Verhältnis zu Gewalt in tiefgreifender Weise ändert. Die Gewöhnung an gewalttätiges Handeln kann die Armeeingehörigen für ihre Umwelt gefährlich machen. Durch das erlernte Mittel, Gewalt als Lösung für Probleme heranzuziehen, wird Gewalt zur „Gewohnheit“ (vgl. Archer/Gartner 1976: 943).

Durch seine bzw. ihre Kriegserlebnisse und Kampferfahrungen ändert sich das Selbstbild des Soldaten bzw. der Soldatin, der/die seine/ihre eigene Fähigkeit zum Töten wahrnimmt. Häufig definieren sich Militärangehörige nach Kämpfen, die den Tod eines Feindes bzw. einer Feindin durch ihre eigene Hand zur Folge hatten, als gewalttätiges „Monster“. Zurück in der Heimat macht diese Selbstdefinition weitere Gewalthandlungen vorstellbar, ja sogar erwartbar. Für ihr früheres Selbstbild wären allein die Vorstellung und umso mehr eine tatsächliche Gewalthandlung undenkbar gewesen.

Der Prozess der Infragestellung des neuen Selbstbildes ist ein schmerzhafter, da er mit Fragen nach Moral und Schuld verknüpft ist. Die Zurückweisung jeglicher Selbstkritik kann wiederum neue Gewaltausbrüche zur Folge haben (vgl. Dewey 2004: 57).

Am häufigsten gewalttätig sind Veteraninnen und Veteranen, die an PTSD leiden, also schwer traumatisiert sind. Die gewaltproduzierende Wirkung der militärischen Ausbildung wird mit zeitlichem Abstand geringer (vgl. Hafemeister/Stockey 2010: 107f).

Eine andere Erklärung könnte sein, dass Kampfveteraninnen und –veteranen bereits vor ihrem Eintritt in das Militär eine besonders hohe Disposition zur Gewalt zeigten. Das familiäre Umfeld und Gewalterfahrungen vor dem Militäreintritt können dabei eine Rolle spielen. So besteht ein Zusammenhang zwischen traumatischen Missbrauchserfahrungen in der Kindheit und deviantem Verhalten im Erwachsenenalter. Die Studie von Bremner et al. (1993) belegt,

dass Veteranen und Veteraninnen mit PTSD häufiger durch Gewalterfahrungen in der Kindheit vorbelastet sind.

Die angeführten Untersuchungen zeigen, dass der Zusammenhang zwischen Gewaltkriminalität und Krieg auf den Abbau des Gewalttabus zurückgeht. Archer und Gartner (1976) stellten sich die Frage, ob dies nur bei den zurückgekehrten Veteraninnen und Veteranen der Fall ist, oder ob dies die gesamte Gesellschaft betreffen könnte. Sie fanden in einer vergleichenden Verbrechensdatenanalyse (Comparative Crime Data File) heraus, dass nach Kriegen signifikant mehr Morde in partizipierenden Nationen auftreten als vor dem Krieg (und als in nicht von Krieg betroffenen Vergleichsnationen). Die von Archer und Gartner interpretierte Studie untersuchte demnach, ob die Mordrate eines Landes generell nach einem Krieg steigt und wenn ja, welche theoretischen Modelle man als Erklärung heranziehen könnte. Dabei wurden die Mordraten von 110 Nationen von 1900 bis 1970 untersucht. Eine Zunahme der Mordrate war überall vorhanden, sowohl nach großen als auch nach kleineren Kriegen, in Sieger- und Verlierernationen, in Nationen, deren ökonomische Lage sich verbesserte oder verschlechterte, unter männlichen und weiblichen Straftäterinnen bzw. Straftätern sämtlicher Altersgruppen. In Nationen mit besonders vielen Gefallenen stiegen die Mordraten nach dem Krieg besonders kontinuierlich an.

Während des Vietnamkriegs haben sich die Raten für Mord und vorsätzlicher Tötung in den USA mehr als verdoppelt. Im Jahr 1973 kam es zu 9,3 Morden (pro 100.000 EinwohnerInnen), im Jahr 1963 waren es nur 4,5 (F.B.I 1963-73: Uniform Crime Reports). Umso bemerkenswerter tritt diese Steigerung in Erscheinung, als die Mordrate in den USA seit Beginn der Aufzeichnung im Jahr 1933 kontinuierlich im Sinken begriffen war (vgl. Archer/Gartner 1976: 937). Die Theorie, wonach die Steigerung der Mordrate auf eine schlechte ökonomische Entwicklung nach dem Krieg zurückzuführen sei, konnte widerlegt werden. In Wirklichkeit waren sogar die ökonomisch besser gestellten Staaten geringfügig anfälliger für Mordsteigerungen (vgl. Archer/Gartner 1976: 956).

Denkbar wäre, dass nicht die Soldatinnen und Soldaten alleine die Zunahme der Gewalt verursachen, sondern die Hemmschwelle der gesamten Gesellschaft gegenüber Gewalt gesunken ist. Für Archer und Gartner erwies sich die Theorie des/der gewalttätigen Veteranen/in als Verantwortliche/n für das Ansteigen der Mordrate als nicht ausreichend. So gab es Zunahmen bei Morddelikten in allen Altersgruppen der Täterinnen und Täter, auch bei

Personen über 45 Jahre, die nicht im Vietnamkrieg vertreten waren (vgl. Archer/Gartner 1976: 956).

Archer/Gartner mutmaßen, dass ein allmähliches Zustimmung der Bevölkerung zu Gewalt die Ursache für die höhere Mordrate sein könnte. Zu Kriegszeiten ändern sich die Werte in einer Gesellschaft. Galten zuvor die zivilen Werten mehr als die kriegerische Ethik, dreht sich dies während Kriegssituationen um. Zivilistinnen und Zivilisten gelten dann als schwach, passiv, abhängig und schützenswert. Militärs dagegen verkörpern Mut, Führungskraft, Entschlossenheit und Durchsetzungsvermögen (Malešević 2010: 305). Die täglich konsumierte Gewalt in Filmen, Zeitungen oder Büchern könnte ihren Beitrag dazu leisten, indem sie Menschen glauben machen, Gewalt wäre ein probates Mittel der Konfliktlösung. Auch durch das Wissen um ermordete Armeeangehörige, möglicherweise Familienmitglieder, kann die Hemmschwelle für Gewalttaten gesenkt werden. Weiters spielt die Zerrüttung und Zerrissenheit von Familien eine Rolle, die durch die Einberufung von Familienmitgliedern entsteht (vgl. Archer/Gartner 1976: 960).

3 Empirische Untersuchung

3.1 Methodisches Vorgehen

Über das Erhebungsinstrument des biographisch-narrativen Interviews mit vier US-Amerikanern und einer US-Amerikanerin, die im Irakkrieg als SoldatInnen dienten, wurde die Datenbasis für die empirische Forschung geschaffen. Dies machte die Erfassung des biographisch relevanten Themenbereichs möglich. Biographische Fallrekonstruktionen basieren auf der Analyse subjektiver sozialer Wirklichkeiten. Die durchgeführte Forschung ist eine exemplarische Darstellung einzelner Kriegserfahrungen. Man muss sich darüber im Klaren sein, dass man die Erkenntnisse aus den Erfahrungsberichten einzelner Personen nicht verallgemeinernd auf Erfahrungen und Verhalten aller im Irak stationierter Soldaten und Soldatinnen beziehen kann. Vielmehr sind die durchgeführten Interviews ein Abbild der aktuellen Lebenssituation von fünf ehemaligen SoldatenInnen durch die versucht wird, auf breiterer Basis gültige Strukturen, Regeln, soziale Sinnzusammenhänge und Handlungsweisen zu erschließen (vgl. Schulze 2010: 30).

3.1.1 Zugang zum Feld

Während meines knapp dreimonatigen Forschungsaufenthalts in New York City stellte sich heraus, dass es durchaus schwierig war, Interviewpartner bzw. Interviewpartnerinnen für diese Forschung aufzustellen. Vermal sagten potentielle Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen am Tag davor oder auch kurz vor dem geplanten Interview wieder ab. In der Literatur wurde diese Problematik auch von dem Psychiater Larry Dewey (2004) beobachtet und beschrieben. So wollten viele Veteranen und Veteraninnen nicht mit ihm sprechen und sagten häufig mit der Begründung ab, sie würden zu emotional werden und nicht mehr zu weinen aufhören können. Sie berichteten von Albträumen durch aufgefrischte Erinnerungen. Einige Klienten oder Klientinnen fürchten eine Verurteilung oder Schuldigsprechung über ihre Taten im Krieg. Auch der Glaube, niemand würde sie wirklich verstehen oder verstehen wollen, kann Veteraninnen und Veteranen am Erzählen ihrer Geschichte hindern (vgl. Dewey 2004: 116f).

Einige der befragten Personen bedankten sich hingegen herzlich für die Möglichkeit, ihre ganze Geschichte erzählen zu können. Eine Gelegenheit, frei zu sprechen, ernst genommen

und angehört zu werden würden sie im Alltagsleben zu selten finden. Sie konnten über Erlebnisse sprechen, die sie ihrer Familie nicht anvertrauen wollen. In dieser Hinsicht kann es ein Vorteil sein, dass die interviewende Person für den Gesprächspartner bzw. die Gesprächspartnerin fremd ist und nie wieder angetroffen werden wird.

Da es durch oben beschriebene Hindernisse und die begrenzte Zeit im Feld schwierig war, diese fünf InterviewpartnerInnen aufzustellen, konnte einer gezielten Auswahlstrategie nur wenig Platz eingeräumt werden. Die Interviewten wurden durch die Organisation Iraq Veterans Against the War (IVAW), über einen Bekannten sowie über das Internet gefunden. Während meiner Teilnahme an der Jahrestagung der Organisationen Veterans For Peace und Iraq Veterans Against the War an der University of Maryland konnte ich Workshops und Vorträge besuchen sowie zahlreiche Gespräche mit (ehemaligen) Militärangehörigen und Hinterbliebenen getöteter Soldaten und Soldatinnen führen. Im Laufe der Forschung fanden außerdem Begegnungen und Dialoge mit Veteraninnen und Veteranen anderer Kriege, wie dem Vietnamkrieg, dem Koreakrieg oder dem 2. Weltkrieg statt.

Als Außenstehende, die weder der amerikanischen Kultur noch dem Militär angehört und über keine eigene Kriegserfahrung verfügt, ist es notwendig, auftretende Verständnisschwierigkeiten zu reflektieren und sich intensiv mit der Materie zu befassen. Beispielsweise ist der Gebrauch von militärischen Fachbegriffen für den Soldaten bzw. die Soldatin Alltag, für die ZuhörerIn können sich bei Unkenntnis grundsätzliche Verständnisprobleme ergeben. Mit dem Konzept der dichten Beschreibung des Ethnologen Clifford Geertz (1983), im Englischen „deep hanging out“, kann die zu untersuchende Kultur bestmöglich verstanden werden. Das gelingt durch das Einleben und Sich-Umgeben mit Soldatinnen und Soldaten des Irakkriegs, durch das Lesen ihrer autobiographischen Dokumente (Blogs, autobiographische Bücher etc.) oder dem Sehen von themenrelevanten Dokumentationen und Filmen. Der Forschungsaufenthalt in den USA bot die Möglichkeit einer umfassenden Literaturrecherche. Prof. Juan Corradi von der New York University hat diese Forschung durch sein Expertenwissen auf dem Gebiet der Kriegssoziologie unterstützt. Durch das grundlegende Verständnis der amerikanischen Militärkultur lassen sich die Forschungsergebnisse bestmöglich untermauern und unangenehme Verständnisfragen vermeiden.

3.1.2 Das soziobiographisch-narrative Interview

Bei den durchgeführten narrativen Interviews ging es darum, die Interviewten möglichst frei und selbstständig über ihre Vergangenheit und Gegenwart erzählen zu lassen. Die Entscheidung, was, wie ausführlich und in welcher Reihenfolge erzählt wurde, lag ganz allein bei den GesprächspartnerInnen (vgl. Schröder 1995: 106f).

Ein biographisch-narratives Interview besteht aus drei Teilen: Einer *Eingangserzählung*, einem *immanenten* und einem *exmanenten Nachfrageteil* (vgl. Rosenthal 1995: 186ff). Eröffnet wird die *Eingangserzählung* mit einer stimulierenden Einstiegsfrage (vgl. Flick 2005: 147). So wurden die Interviewten gebeten über ihr Leben und ihre Zeit als Soldat bzw. Soldatin zu erzählen. Die Zeit vor und nach dem Kriegseinsatz ist dabei ebenso von Interesse. Zum Einstieg wurden die ehemaligen SoldatInnen angehalten sich zu erinnern, wann sie zum ersten Mal darüber nachgedacht haben, in die Armee einzutreten.

Bei einem biographisch-narrativen Interview sollen laut Rosenthal (1995) Erinnerungsprozesse und die Verbalisierung heikler Themen gefördert werden. Dies kann einerseits durch aufmerksames und aktives Zuhören, andererseits durch sensibles und erzählgenerierendes Nachfragen geschehen. Der Interviewer bzw. die Interviewerin soll dem bzw. der Interviewten Hilfestellung beim szenischen Erinnern und Raum zur Gestaltentwicklung bieten. Beendet die interviewte Person ihre Eingangserzählung, kann die Interviewerin bzw. der Interviewer damit beginnen, *immanente Nachfragen* zu stellen, d.h. bei unklaren oder nur angedeuteten Erzählungen nachzuhaken. Im dritten Teil des Interviews werden *exmanente Fragen* gestellt, d.h. es können Themen angesprochen werden, die der Interviewpartner oder die Interviewpartnerin bisher nicht erwähnt haben, die aber für die Beantwortung der Forschungsfrage von Bedeutung sind (vgl. Rosenthal 1995: 186ff). Dabei ist ein Interviewleitfaden sinnvoll, der im Verlauf der Analyse modifiziert werden kann. Die Fragen sind dabei ebenso narrativ gehalten und dementsprechend umfassend und offen formuliert. Zum Gesprächsabschluss stellt man die Frage, ob dem oder der Interviewten noch irgendetwas einfällt, das für ihn bzw. sie wichtig ist und bisher nicht erwähnt worden ist. Davor, während und auch nach dem Interview wurde ein Gesprächsprotokoll geführt, um die wichtigsten Informationen festzuhalten (z.B. besondere Vorkommnisse während des Gesprächs, Ort des Interviews, Gesprächsinhalte vor und nach dem Interview etc.).

Die autobiographische Stegreiferzählung in narrativen Interviews zeigt besonders anschaulich Prozessstrukturen, Themenschwerpunkte sowie die Lebenserfahrungen im Augenblick der aktuellen Vergegenwärtigung. Die Analyse der verschriftlichten Erzählung ermöglicht

Einblicke in den Aufbau des Erfahrungszusammenhangs wie auch in die Gesamtgestalt einer Lebensgeschichte (vgl. Schulze 1997). Im Produktionsprozess autobiographischer Texte werden „Eindrücke und Ereignisse in Erlebnisse, Erlebnisse in Erinnerungen, Erinnerungen in Erzählungen und Erzählungen in reflektierte Erkenntnis transformiert“ (Schulze 1993: 128ff, Rosenthal 1995). Man muss jedoch festhalten, dass ein einzelnes Interview mit einer Person wahrscheinlich nicht ausreicht, um die Geschichte eines ganzen Lebens erschöpfend zu verstehen. Es bedürfte mehrerer Treffen und Interviews, aufgeteilt auf mehrere Tage und Wochen, um ein umfassendes Verständnis zu garantieren. Bei jedem Gespräch würden andere Geschichten und Perspektiven und neue Details zum Vorschein kommen. Deshalb kann man nicht erwarten, dass in einem einzelnen Interview, auch wenn es knapp drei Stunden dauert, alles gesagt ist, was es zu sagen gibt. Die Gespräche wurden mit einem Diktiergerät aufgezeichnet und anschließend wortgenau und möglichst exakt gemäß den Transkriptionsrichtlinien nach Froschauer/Lueger (2003: 223f) transkribiert. Aus Gründen besserer Lesbarkeit werden die angeführten Beispielzitate in einer bereinigten Version wiedergegeben.

3.1.3 Themenanalyse nach Froschauer/Lueger

Da es bei der durchgeführten Erhebung darum ging, die GesprächspartnerInnen zu einer möglichst freien und eigenständigen Erzählung ihrer Vergangenheit und Gegenwart zu motivieren, wurden verschiedene Inhalte in unterschiedlicher Reihenfolge vorgebracht und unterschiedlich ausführlich erzählt. Gleichwohl gab es bei allen Interviews dominierende Themen, die ausführlicher zur Sprache kamen. Von individuellen Lebensschicksalen ausgehend ging es bei der Auswertung der Interviews im Zuge der soziologischen Theoriebildung um die Frage nach Prozessstrukturen, die in allen Lebensläufen anzutreffen sind (vgl. Schütze 1983: 284). Die Auswirkungen eines speziellen sozialen Prozesses auf den Lebensablauf, nämlich die Auswirkungen der Sekundärsozialisation im Militär sowie der aktiven Beteiligung am Kriegsgeschehen, stehen im Zentrum des sozialwissenschaftlichen Analyseinteresses.

Mittels einer Themenanalyse nach Froschauer/Lueger (2003) konnten die transkribierten Interviews hinsichtlich der Relevanz des Kriegs im gesamten Lebenslauf der befragten BiographieträgerInnen untersucht werden. Der Erzähltext lässt die Entwicklung und Wandlung einer biographischen Identität erkennen. Die Analyse der thematischen Relevanzabstufungen und der Strukturierung des Ereignisablaufs lässt eine sinnvolle Kategorisierung des Datenmaterials zu. Die autobiographischen Stegreiferzählungen wurden

insbesondere auf ihre Orientierungs-, Verarbeitungs-, Deutungs-, Selbstdefinitions-, Legitimations-, Ausblendungs- und Verdrängungsfunktionen hin interpretiert (vgl. Schütze 286ff).

Um einen Überblick über die große Textmenge von über hundert Seiten Interviewtranskripten zu gewinnen, wurden einzelne Textpassagen zunächst zusammengefasst und inhaltlich verdichtet. Anhand eines Textreduktionsverfahrens wurden die Interviews thematisch komprimiert, expliziert und strukturiert. Das entwickelte Kategoriensystem wurde durch die Bildung von Subkategorien und Codes zunehmend strukturiert. Bei der Kategorienbildung wurde dabei sowohl deduktiv als auch induktiv vorgegangen. Aufgrund des theoretischen Hintergrundwissens wurden bereits einige Kategorien gebildet und an das Material herangetragen. Um die Ergebnisse jedoch nicht zu verfälschen und relevante Aspekte nicht zu übersehen wurde auf die induktive Kategorienbildung besonderer Wert gelegt. Kontrastive Vergleiche der Interviewtexte und die Identifikation von Schlüsselkategorien mit dem Ziel der Theoriebildung schließen die Themenanalyse ab. Latenten Sinnstrukturen wird bei der Interpretation besondere Bedeutung beigemessen (vgl. Froschauer/Lueger 2003: 226).

Bei der Analyse der durchgeführten Interviews waren insbesondere die Wandlungs- und Lernprozesse der Gesprächspartner bzw. der Gesprächspartnerin von Interesse. Angelehnt an das Verfahren der Referenzrahmenanalyse nach Neitzel und Welzer (2011: 16ff) wurden übergeordnete Deutungsmuster und Vorstellungen durch Kriegserlebnisse und Kriegshandlungen analysiert. Um kriegsereignisbezogene Handlungen und Erfahrungen richtig einordnen und verstehen zu können, ist dabei ein unmoralischer, nicht-normativer Zugang hilfreich. Anhand der geschilderten konkreten Situationen in Krieg und Militär wird der Geschehenszusammenhang untersucht, im Rahmen dessen die Soldatinnen und Soldaten gehandelt haben.

3.2 Die durchgeführte Forschung

Die durchgeführte Forschung untersucht die Erfahrungs- und Lebenswelt von US-amerikanischen VeteranInnen der *Operation Iraqi Freedom*. Um die autobiographischen Berichte richtig einordnen zu können, werden zunächst die größeren Zusammenhänge erklärt. Einer Kurzzusammenfassung der wichtigsten Eckpunkte des Irakkriegs folgt eine Beschreibung der *Organisation Iraq Veterans Against the War*, der drei InterviewpartnerInnen angehören. Daran schließt eine kurze Charakteristik der GesprächspartnerInnen an.

3.2.1 Der Irakkrieg: Operation Iraqi Freedom

Die Invasion des Irak begann im März 2003 durch die Streifkräfte der Vereinigten Staaten, des Vereinigten Königreichs und verbündeter Staaten, die sich zur so genannten Koalition der Willigen zusammenschlossen. Diesem Krieg ging der zweite Golfkrieg voraus (auch Erster Irakkrieg genannt), der im April 1991 offiziell mit einem Waffenstillstandsabkommen des UN-Sicherheitsrates beendet wurde. Dabei wurde der Irak in der UN-Resolution 687 verpflichtet, alle Massenvernichtungswaffen sowie Raketen über 150 km Reichweite zu beseitigen. Es folgte ein konfliktreiches Zusammenspiel zwischen der irakischen Regierung und den Inspektoren, woraufhin der Irak 1998 die Zusammenarbeit aufkündigte. Als der Irak durch die UN-Resolution 1441, in der „ernsthafte Konsequenzen“ angedroht wurden, zum Einlenken gezwungen wurde, war die Entscheidung für einen Krieg von der Bush-Regierung bereits gefällt worden. Die Terroranschläge des 11. September 2001 boten der amerikanischen Regierung den Anlass, den „Krieg gegen den Terror“ zu eröffnen. Im Namen einer neu verabschiedeten Anti-Terror-Resolution forderte Bush die „Weltgemeinschaft“ zu Unterstützung auf und begann im Rahmen der *Operation Enduring Freedom* einen Krieg in Afghanistan mit dem Ziel, das Taliban-Regime zu stürzen und Trainingslager der al-Qaida zu zerstören.⁷ Im Folgenden wurde auch der Irak zum Mitglied der „Achse des Bösen“ erklärt. Eineinhalb Jahre nach dem 11. September ermöglichte die als „Bush-Doktrin“ bezeichnete Strategie einen „Präemptivschlag“⁸ gegen den Irak, um einen drohenden größeren Angriff, z.B. durch Massenvernichtungswaffen zu verhindern (vgl. Bierling 2010: 40f). Ein weiteres Ziel des Krieges ist die Absetzung der irakischen Regierung unter Saddam Hussein. Eine kriegslegitimierende UN-Resolution kam allerdings nicht zustande. Am 1. Mai 2003 wurde die *Operation Iraqi Freedom* nach der Eroberung Bagdads und dem Sturz des irakischen Diktators Saddam Hussein von US-Präsident George W. Bush für beendet erklärt. Auch in späterer Folge wurden keine Massenvernichtungswaffen gefunden. Kritiker des Krieges vermuten andere Gründe für den Einmarsch in den Irak. Machtpolitische Bestrebungen der USA, wirtschaftliche Motivationen, wie die Kontrolle über Ölressourcen, oder Bushs Ambitionen, die „Geschäfte“ seines Vaters aus dem Jahr 1991 zu beenden, könnten

⁷ Dokumentationsstelle für Gesellschaftstheorie, Geschichte und Politik. Der Weg zum Irak-Krieg, <http://www.glasnost.de/pol/irak.html>, Stand: 30.09.2011

⁸ „President Outlines Strategie for Victory in Iraq“, 30.11.2005, <http://georgewbush-whitehouse.archives.gov/news/releases/2005/11/20051130-2.html>, Stand: 19.09.2011

Das Wort „präemptiv“ ist auf eine direkte und eindeutige Gefahr eines Anschlags auf nationalem Territorium ausgerichtet, wohingegen „Prävention“ auf keinen Beweisen sondern lediglich auf Verdacht beruht. Die Hintergründe dieser begrifflichen Abwandlungen sind jedoch umstritten, die Abwehr drohender Gefahr aus den „Schurkenstaaten“ wird völkerrechtlich als Präventivkrieg gewertet (vgl. Bierling 2010: 40f).

Hintergründe der Irakinvasion sein (vgl. Jahrmarkt 2004: 49f). Wahrscheinlich ist eine Kombination mehrerer Motive, die hier jedoch nicht näher erläutert werden soll. An dieser Stelle sei auf Kapitel 5.2.2.3. (Enttarnte Kriegslegitimationen) verwiesen, das sich mit den Zweifeln der InterviewpartnerInnen an den offiziellen Kriegsgründen beschäftigt.

3.2.2 Die Organisation IVAW

Die VeteranInnenorganisation Iraq Veterans Against the War wurde 2004 in Anlehnung an die Organisation Vietnam Veterans Against the War gegründet und ist Sprachrohr jener Militärangehörigen, Veteranen und Veteraninnen, die nach dem 11. September 2001 im Militärdienst standen und sich gegen den Irakkrieg aussprechen. Kriegsdeserteure und -deserteurinnen werden von IVAW im Widerstand unterstützt. VeteranInnengruppen in allen Bundesstaaten ermöglichen Zusammentreffen und Austausch und haben den Anspruch, die Bevölkerung über die Realität des Krieges zu informieren. Insbesondere wird auf die hohen menschlichen Verluste und die Auswirkungen des Krieges auf die Soldatinnen und Soldaten aufmerksam gemacht. Die Mitglieder fordern einen Rückzug aller Truppen aus dem Irak, da sie die Meinung vertreten, der Irakkrieg würde ausschließlich auf Lügen basieren und der irakischen Bevölkerung ihr Recht auf Selbstbestimmung nehmen⁹.

Im Rahmen des Forschungsaufenthaltes konnte ich die Mitglieder der Organisation bei verschiedenen Aktivitäten begleiten. Bei dem gemeinsamen Besuch der Militärbasis Marine Corps Base Quantico in Virginia wurden Soldatinnen und Soldaten über die Organisation IVAW informiert.

3.2.3 Interview-Sample

Die Interviews wurden zwischen Juli und September 2009 in New York City und College Park, Maryland durchgeführt. Es handelt sich um vier US-Amerikaner und eine US-Amerikanerin.

Ethan (E.), 28, stammt aus einer wenig privilegierten irisch-katholischen Familie in Buffalo, New York. Seine Eltern wie auch sein Bruder sind bzw. waren drogenabhängig. Ethan meldete sich mit 17 Jahren zur U.S. National Guard, weil er an der Universität aufgrund

⁹ Diese und andere Gründe sind auf der Homepage von IVAW (www.ivaw.org) nachzulesen.

seiner schulischen Schwächen nicht genommen wurde. Er litt an einem Lesedefizit, da lediglich seine sportlichen Fähigkeiten gefördert worden waren, fühlte sich unterschätzt und nicht wahrgenommen. Nach den Terroranschlägen des 11. September radikalisierte sich seine Einstellung, er schwor Rache und wünschte sich einen baldigen Krieg. Durch ein Militärstipendium wurde Ethan nun doch ein Studium ermöglicht. Ein Gespräch mit einem Universitätsprofessor, der seine Vergeltungsgedanken hinterfragte, war Auslöser für eine grundlegende Einstellungsänderung. Daraufhin definierte Ethan die USA als „die Bösen“ und wollte nicht mehr in den Krieg einrücken. Dennoch wurde er 2004 als Infanterist und Sprengstoffexperte (Explosives Expert) in den Irak einberufen. Von den prägenden Kriegserlebnissen ist Ethan heute schwer gezeichnet, leidet an PTSD und einer Vergiftung durch abgereichertes Uran. Er ist verschuldet und arbeitslos. Sein Engagement in der Widerstandsbewegung bei IVAW gibt ihm neuen Lebensinhalt.

Zack (Z.), 24, Afroamerikaner aus Brooklyn, New York ist geprägt vom Verlust zweier Verwandter beim Terroranschlag auf das World Trade Center. Er ist hart gegenüber sich selbst, setzt sich hohe Ziele und hat sich dem Dienst am Vaterland verschrieben. Mit 17 Jahren trat er dem U.S. Marine Corps bei. Er ist sehr patriotisch und hält die Werte des Militärs hoch. Im Interview dominieren sein Hass auf die Terroristen und sein Wunsch nach Rache und Vergeltung. 2004 war er für acht Monate als Teil der Kampfunterstützungstruppe (combat support) in Afghanistan stationiert. Direkt anschließend absolvierte er einen einjährigen Irakeinsatz. Ein einschneidendes Erlebnis stellt die Erschießung eines Kindes dar, das die Frage nach der Rechtfertigung des Tötens aufkommen ließ. Zack ist als Reservist noch immer im Militär und arbeitet als Security Guard in einem Geschäft.

Denise (D.), 28, stammt aus einer Militär- bzw. Lehrerfamilie. Sie schrieb sich mit 19 Jahren bei den U.S. Marine Corps ein, um sich eine gute Ausbildung finanzieren zu können. Obwohl sie damals nicht daran dachte, jemals in einen Krieg ziehen zu müssen, wurde sie 2004 in den Irak einberufen. Bereits vor ihrem Einrücken beklagte sie die politische und moralische Unrechtmäßigkeit des Kriegs. Denise war im Irak als Offizierin tätig, mit Verwaltungsaufgaben betraut und verließ die Militärbasis kaum. Wegen ihrer Tätigkeit als Ansprechpartnerin für Betroffene sexualisierter Gewalt ist ihr die Situation von Frauen im Militär ein besonderes Anliegen. Ihrer Kriegserfahrung kann sie im Rückblick viel Positives abgewinnen. Derzeit studiert sie Sozialarbeit an der Columbia University und will sich später

beruflich für Veteraninnen und Veteranen engagieren. Denise ist Mitglied bei IVAW. Ihr Lebenspartner leidet kriegsbedingt an PTSD.

Als Victor (V.), 32, aus Illinois 2004 in den Irak einberufen wurde, bezeichnete er sich selbst als stolzen Patriot, der an die Mission des Krieges glaubte. Während seines Kriegseinsatzes war er für die U.S. Army Reserves im Munitionsdepot beschäftigt. Im Irak entstand durch unterschiedliche Enttäuschungen nach und nach das Gefühl, betrogen worden zu sein. Nach seiner Heimreise kam er zu dem Entschluss, dass die vorgegebenen Kriegslegitimationen falsch seien und die Regierung die Terroranschläge des 11. September selbst verursacht habe. Die Lebenssituation anderer Veteraninnen und Veteranen ist Victor ein großes Anliegen. Seine eigene Lage schätzt er positiv ein. Er ist Mitglied bei IVAW und engagiert sich im counter-recruiting (dem gezielten Abwerben von Militär-InteressentInnen). Victor arbeitet als Security Guard, ist verheiratet und hat einen 5-jährigen Sohn, der während seines Kriegseinsatzes auf die Welt kam.

Floyd (F.), 28, kommt aus Kent, Ohio und ist seit 11 Jahren bei der U.S. Army. Er beschreibt im Interview ausführlich seine militärische Laufbahn vom U.S. Army Reserve Administrative Specialist, wo er nichts weiter tat als Kaffee zu bringen, zum Multiple Launch Rocket System (MLRS) Crew Member, wodurch er Teil des Kampfverbandes wurde und Mehrfachraketenwerfer bediente. Danach folgte ein dreieinhalbjähriger Aufenthalt in Bamberg, Deutschland, und 2002 der erste Irakkriegseinsatz. Von der Artillerie wechselte er dann zur Militärpolizei, 2006 folgte ein weiterer Einsatz im Irak. Danach folgten Stationierungen in New York und Korea. Derzeit ist er Sergeant bei der Militärpolizei in einem Fort in Louisiana, wo ihm 15 SoldatInnen unterstehen. Floyd hat zweimal dieselbe Frau geheiratet. Die Situation von Veteranen und Veteraninnen ist ihm ein Anliegen. Obwohl er sehr patriotisch ist, zieht Floyd ein negatives Resümee über den Irakkrieg. Er bezeichnet ihn als sinnlos, da die Ziele des Krieges nicht erreicht wurden. Aus diesem Grund wird er das Militär verlassen.

4 Darstellung der Ergebnisse

Bei der Auswertung der Ergebnisse hat sich gezeigt, dass Schuld und Rechtfertigung im Mittelpunkt der Auseinandersetzung mit der Kriegsteilnahme stehen. Eine anfängliche Kriegsbegeisterung wich häufig einer Ablehnung. Dieser Wandlungsprozess, der auf unterschiedlichen Enttäuschungen während des Krieges gründet, wird im Folgenden dargestellt. Dem Schutzmantel der Militärsozialisation kommt dabei eine besondere Bedeutung zu. Diese antrainierte Gesinnung dient den Soldaten und Soldatinnen als Legitimation für ihr kriegerisches Handeln und ihre Beteiligung am Krieg. Bröckelt jedoch das Konstrukt der Militärideologie und verliert der Soldat oder die Soldatin den Glauben an die militärischen Werte fehlt seinen bzw. ihren kriegerischen Handlungen die Rechtfertigung. Soldatinnen und Soldaten, die nicht mehr an die Militärideologie glauben, machen sich, so die Theorie, demzufolge größere Vorwürfe und empfinden mehr Schuld als jene, die im militärideologischen Rahmen fest verankert sind. Wird Kriegspropaganda im Nachhinein als solche entlarvt und meint der Soldat bzw. die Soldatin, von Regierung, Medien und/oder Militär betrogen worden zu sein, müssen andere Strategien zur Bewältigung der Kriegsteilnahme und den kriegerischen Handlungen herangezogen werden.

Zu Beginn des Kapitels wird die Einstellung der SoldatInnen zur offiziellen Kriegslegitimation beschrieben. 9/11 stellte sich dabei als Schlüsselkategorie für den Wunsch nach Rache und Vergeltung und ein Erstarken der patriotischen Gesinnung heraus. Ebenso wird die Situation jener Soldatinnen und Soldaten dargestellt, die von diesen Geschehnissen gänzlich unbeeindruckt blieben und denen die vorgegebenen Ziele des Krieges zu keiner Zeit logisch erschienen.

Danach werden jene Kriegserfahrungen dargestellt, die eigenständiges Handeln innerhalb des vorgegebenen Rahmens notwendig machten und aus diesem Grund einer expliziten Rechtfertigung bedürfen. Enttäuschende Kriegserlebnisse kratzen zunehmend am erlernten militärideologischen Konstrukt. Das Töten von Menschen ist hierbei eine besonders bedeutende Kategorie. Da nicht alle Kriegserlebnisse zwangsläufig negativ sind, wird auch der positiven Kriegswahrnehmung Bedeutung beigemessen.

Im darauffolgenden Abschnitt werden die Auswirkungen von Krieg und Militär dargestellt. Die Bewältigung der Teilnahme und den eigenen Handlungen in einem Krieg, der als unrecht empfunden wird, steht dabei im Mittelpunkt.

Die ausgewählten Themen besitzen keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie sind ausgewählte Aspekte und Dokumentationen subjektiver Kriegserfahrungen von fünf (ehemaligen) SoldatInnen.

4.1 Kriegsmotivation zum Zeitpunkt der Einberufung

Um die Auswirkungen des Krieges sowie mögliche Einstellungsänderungen bezüglich der eigenen Kriegsteilnahme darlegen zu können, ist es zunächst wichtig, die mentale Ausgangslage darzustellen, wie sie von den Soldaten und der Soldatin beschrieben wurde. Die Ideologien, Vorstellungen und Wünsche, die für die Befragten vor ihrer Abreise in den Irak dominierend waren und sich als Kriegsmotivationen darstellten, sind mitunter völlig konträr zu den Einstellungen nach ihrer Rückkehr. Die beschriebenen Motivationen sind größtenteils Emotionen, die durch die Terroranschläge des 11. September 2001 hervorgerufen wurden. Darüber hinaus kann das Einrücken in den Irakkrieg auch lediglich als militärische Pflicht angesehen werden, der mit mehr oder weniger Motivation nachgekommen wird.

4.1.1 9/11 als psychische Wunde

Die Terroranschläge des 11. September 2001 wurden in den Interviews als Auslöser des *Krieges gegen den Terror* genannt. Die Ereignisse des 11. September 2001 tauchen in den Interviews als entscheidender Wendepunkt im Leben der Befragten auf und bedeuteten für die inaktiven Soldatinnen und Soldaten des US-Militärs das Einrücken in einen baldigen Krieg. Der Angriff im und gegen das eigene Land, welches zuvor als sicher erlebt wurde, wird in den Interviews als psychische Wunde im Leben der Interviewten deutlich. Dieses Trauma intensiviert sich, wenn eine unmittelbare Betroffenheit von den Terroranschlägen, z.B. durch den Verlust von Angehörigen, gegeben ist. So ist Z. tief geprägt durch den Tod seiner Tante und seines Onkels beim Terroranschlag auf das World Trade Center. Infolgedessen schrieb sich Z. bei den U.S. Marines mit der Motivation ein, seine getöteten Familienmitglieder zu sühnen. 9/11 kann de facto auch der Auslöser sein, dass sich eine Person freiwillig zur Armee meldet. Zwei Veteranen waren an den Aufräumarbeiten am Ground Zero in New York beteiligt und beschreiben diese als schreckliche Erfahrung. Staub, das Loch in der Skyline, das Versprühen von Wasser auf den Straßen, um die gesundheitlichen Gefahren von Asbest zu verringern, und der Geruch von verwesendem Fleisch tauchen in den Erzählungen auf. F.

beschreibt seine tiefgreifenden Eindrücke von 9/11 mit dem Bild des Schwiegervaters, der, obwohl er ein „harter Kerl“ sei, ein Jahr nach den Anschlägen weinend am Ground Zero zusammenbrach.

Die Bezugnahme auf die Ereignisse von 9/11 in direkter Verbindung mit dem Irakkrieg verdeutlicht die Effektivität psychologischer Kriegsführung. Obwohl auch andere Gründe zur Invasion des Irak führten (siehe Kapitel 4.2.1., Der Irakkrieg), war vor allem der Vorwurf, Saddam Hussein würde Verbindungen zu al-Qaida und Osama bin Laden unterhalten, von persuasiver Wirksamkeit (vgl. Jahrmarkt 2004: 64). Nach Aussage der Interviewten zwingt der Opferstatus der Nation die patriotischen Töchter und Söhne des Landes förmlich dazu, etwas zu unternehmen. Dem nationalen Trauma wird mit amerikanischem Patriotismus und vereinendem Hass auf ein arabisches Feindbild begegnet.

4.1.1.1 Patriotismus

Patriotische Gefühle wurden auf unterschiedliche Weise geschildert. Die emotionale Verbundenheit mit dem Heimatland wird durch ein Wir-Gefühl, durch die Glorifizierung der Supermacht USA, den Stolz, dem Militär anzugehören und dem Land zu dienen, sowie durch Vorstellungen von Heldentum zum Ausdruck gebracht. Dem Konzept Patriotismus kommt ein hoher motivierender Charakter zu.

Wir-Gefühl

„the soul of our country, basically the soul of unity itself regardless of what goes on will never die. (...) you have unity and strength, that never dies and that's what this country has and a lot of people are expecting the country to take years if not decades to recover from 9/11. Not financially, we did that quick.. we still mourn, we still cry and we will never forgive. Probably nobody will. But it's just a sense of pride that you take from it.“ (Z., I2, Z 208-214)

Der nationale Angriff, der von einigen Interviewten als persönlicher Angriff gewertet wird, kann durch das Wir-Gefühl, das ein verbindender Patriotismus vermittelt, überwunden werden. Besonders stark ausgeprägt ist der Patriotismus bei Z., der durch den Tod zweier Verwandter persönlich von den Terroranschlägen betroffen ist. Um den Verlust seiner Angehörigen zu überwinden und sich dem Schmerz nicht allein hingeben zu müssen, schöpft er Trost aus dem Zusammengehörigkeitsgefühl aller US-Bürgerinnen und Bürger, die in gemeinsamer Trauer näher zusammenrücken. Z. betont, er hätte den Angriff „persönlich

genommen“. Die Phrase „I took it personally“ taucht im Interview immer wieder auf und führt seine ideologischen Anschauungen zurück an ihren Ursprung. Um die Tragweite des Ereignisses zu verdeutlichen, geht er sogar noch einen Schritt weiter und beschreibt 9/11 nicht nur als nationalen Schicksalsschlag, sondern als Ereignis von globaler Bedeutung. Das Gefühl der Einheit ist mit einem Gefühl des Stolzes verbunden, mit dem die Kränkung durch die unvermittelte Attacke überwunden werden kann. Das Erleben einer gemeinsamen Geschichte stärkt das Nationalbewusstsein und das Identitätsgefühl des bzw. der Einzelnen und trägt zu einer Selbststabilisierung bei (vgl. Mentzos 2002: 168).

Glorifizierung der Supermacht USA

„when you join the Marines, one of the most prestigious, well-known branches in the United States Military, you are also representing one of the strongest if not the strongest nation in the world. (...) the United States is really the big brother of the world. You know, everybody comes here. This is the land of opportunity, everybody is welcome. Any religion, any race, any culture, you know.“ (Z., I2, Z 189-194)

In den Interviews finden sich Bilder, die die USA verherrlichen und als „Supermacht“ über alles andere stellen. Die USA wird als „großer Bruder der Welt“ geschildert, als „größte (greatest) Nation“ und „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“. Die Großartigkeit des Landes wird in den Interviews häufig im Vergleich mit dem Irak beschrieben. Erwähnt werden die höhere Lebensqualität, viele Freiheiten und die Rechte der Frauen. In den USA würde jeder und jede willkommen sein, egal welcher Ethnie, Religion oder Kultur er oder sie angehört. F. betont, dass die USA als Supermacht nicht nur seine Bewohner und Bewohnerinnen, sondern sogar andere Länder beschützen und unterstützen:

“...we don’t just protect only Americans, we protect other countries as well. So, I mean, for us to be more or less a super power, because we really are, Europe is a super power of its own, you know, the US is a super power and unfortunately I’m pretty sure China is, but I mean our country supports a lot of other countries.” (F., I5, Z 1218-1222)

Stolz, im Militär seinem Land zu dienen

“I’m proud to be in the service, American and serve as an American in the United States Army and protect our people.” (F., I5, Z 1214-1215)

Der Stolz, dem Militär anzugehören und sein Heimatland vor weiteren feindlichen Angriffen zu verteidigen, kann motivierend für die Soldaten und Soldatinnen sein. In obigem Zitat erklärt F. die Bedeutung seiner Tätowierung, eine Freiheitsstatue mit Waffe in der Hand statt

Buch und Fackel. Sie symbolisiert für ihn den Stolz, im Militär seinem Land dienen zu können¹⁰. Patriotismus hat sich in Form von Tätowierungen in seinen Körper eingeschrieben, sein Körper ist mit patriotischen Tattoos übersät. An dieser Stelle wird an Kapitel 5.4.3. verwiesen, in dem die Bedeutung von Tätowierungen auf den Körpern von Veteranen und Veteraninnen ausführlicher behandelt wird.

Die Angehörigkeit zur Institution Militär wird mit der Vorstellung verbunden, seinem Land durch die militärische Tätigkeit Ehre zu erweisen. Auch auf das Tragen der Militäruniform kann man stolz sein und diesem wird weitreichende Bedeutung beigemessen: „*I believe that the uniform protects our country and our constitution and our way of life*“ (V., I4, Z 877-878)

Zur den U.S. Marines gehörend, sieht sich Z. als stolzer Repräsentant der stärksten Nation der Welt. Er lässt klar seinen Elitegedanken klar erkennen, seinen Wunsch, zu den Besten zu gehören und sich auszuzeichnen. Z. spricht eine militärische Sprache, seine Ausdrucksweise vermittelt Stolz und Wertschätzung gegenüber der militärischen Institution. Er bezeichnet das U.S. Marine Corps als beste aller Truppengattungen, da es die größte physische Herausforderung an ihre Soldaten und Soldatinnen stellt.

Heldentum

„I'd have killed all of them if I had to. Or died so trying. We both would have been killed, you know in action, that wouldn't make a difference“ (E., I2, Z 133-135)

Heldenverehrung erscheint als wichtiges Element des amerikanischen Patriotismus. Einige der Befragten greifen in ihren Erzählungen immer wieder auf stereotype amerikanische HeldInnenvorstellungen zurück. Helden und Heldinnen können als Vorbilder eine besondere Bedeutung einnehmen. Vorbilder ermöglichen es, fremde Lebensentwürfe für das eigene Lebensmodell vorbildhaft heranzuziehen. In den Interviews sind heldenhafte Vorbilder oft männliche Familienmitglieder, Väter, Stiefväter oder Großväter, die häufig selber im Krieg kämpften und als harte, starke Kerle beschrieben werden. Alte Fotos und Uniformen wirkten im Kindesalter respekt einflößend und beeindruckend. Im Leben von E. spielen Idole eine wichtige Rolle. Als E. noch der hegemonialen Konzeption des amerikanischen Patriotismus verbunden war und den Kampf gegen „das Böse“ antreten wollte, waren seine Helden G.I.

¹⁰ Auch in Franz Kafkas „Amerika“ bzw. „Der Verschollene“ (1927) hält die Freiheitsstatue eine Waffe in der Hand. Das Schwert, das sie statt der Fackel trägt, kann einerseits als Bedrohung, andererseits als Symbol für Gerechtigkeit interpretiert werden. Die Figur der Freiheitsgöttin erscheint den Einwanderern als „Torwächterin“, Freiheitsversprechen und Gewaltandrohung treffen dabei dabei aufeinander.

Joe und John Wayne – männliche raubeinige Action-Figuren, die erfolgreich ihr Vaterland verteidigten. Ein Held zu werden erscheint erstrebenswert, da sich ein Held von der Masse abhebt, bewundert wird und Großes leistet. Z. ist den militärischen Werten von Stolz, Ehre und Treue verbunden und orientiert sich an einem amerikanischen Heldenideal. Ein Held ist, wer selbst im Angesicht großer Gefahr durch Mut und Selbstopferung für das Wohl des Landes oder gar der Menschheit kämpft. Z. imaginiert die Tötung Bin Ladens und ist in seiner Fantasie dabei selbst der Held, der den ruhmreichen Heldentod stirbt. Mit Blick in die Vergangenheit heroisiert Z. Soldatinnen und Soldaten vergangener Kriege, tote Heldinnen und Helden, die schon früher ihr Leben für die Freiheit des Landes geopfert haben. Dadurch, dass sich der Erzählende in einer ähnlichen Position sieht, nämlich als Militärangehöriger sein Land zu verteidigen, erscheint er selber heldenhaft.

Als sich E. von seinen patriotischen Wertvorstellungen und einstmals verehrten Heldenfiguren abwandte und nach Möglichkeiten suchte zu desertieren, sehnte er ein neues Vorbild herbei, mit dem er sich identifizieren und dessen Verhaltensmuster er nachahmen könnte. Jedoch fand er weder in seinem unmittelbaren sozialen Umfeld – E. stammt aus ärmlichen Verhältnissen, seine Eltern und sein Bruder waren bzw. sind drogenabhängig, der Vater starb früh – noch in den Massenmedien ein geeignetes Ideal. Verfügbare Vorbilder waren ausschließlich dem amerikanischen Heldenideal entsprechend und somit konform mit den Zielen und Idealen des Krieges. Die Deserteure, denen er nach seinem Kriegseinsatz begegnete, beschreibt er als wahrhaft mutige Männer, als Mentoren und „lebende Heilige“.

4.1.1.2 Rache und Vergeltung

Als Reaktion auf die Gefühle von Ohnmacht und Hilflosigkeit angesichts des traumatisierenden Ereignisses vom 11. September kann der Wunsch nach Rache und Vergeltung entstehen. In den Interviews wurde in mehr oder weniger drastischer Wortwahl der Wunsch beschrieben, die verantwortlichen Terroristen zu töten.

V. dient die Erzählung über ein bedeutsames Thanksgiving Dinner im Jahr 2003 zur gedanklichen Reproduktion seiner damaligen Empfindungen, die er heute kaum mehr nachvollziehen kann. Wenn V. seine einstigen Absichten schildert, ist er um eine zurückhaltende Wortwahl bemüht.

„...it was a crazy week. The same week my wife and I found out we were expecting. I also got a letter in the mail saying that in about one month you're gonna be deploying. So I was at this Thanksgiving dinner, I waited a few days, maybe a week until my whole family was together so I could drop the.. bomb. And yeah hey I'm

going! And at that time like I said I believed in it, I believed in the mission, and I was like – it's embarrassing to say now – but I was like yeah those are the bastards that attacked us and blew up our buildings, so lets go get on them!“ (V., 14, Z 80-89)

Die Gefühle der Rache und Vergeltung müssen nicht auf eine bestimmte Person oder Personengruppe ausgerichtet sein. Erschüttert von den Anschlägen des 11. September schildert E. einem Professor seiner Universität seinen Wunsch, jemanden zu töten:

„So I told him ‘I’m pissed and I should be off killing people right now, we were attacked and I’m pissed that we’re not at war yet’ and this was like September 12th. ‘I’m pissed that we’re not at war yet, I shouldn’t be here stateside anymore, I’m in the Army and I should be off killing someone’..“ (E., 11, Z 26-29)

E. gesteht selbstreflektierend ein, dass er kein Zielobjekt für seine Tötungsgedanken benennen konnte. Durch das kritische Nachfragen des Professors musste sich E. mit der Suche nach „den Bösen“ auseinandersetzen und fand sie im Staat USA selbst.

Auch die Angst, die Terroristen könnten ungeschoren davonkommen, löst den Wunsch nach Vergeltung aus. Dominierend ist im Gespräch mit Z. sein Hass auf die islamistischen Terroristen, der während seines Afghanistan-Einsatzes noch zunahm. Aus seinen Gefühlen des Hasses ergibt sich der Wunsch nach Rache und Vergeltung. Z. formuliert seine Vorstellung Bin Laden zu töten:

„every day, cause I don’t pray for death, you know, I just woke up hoping that one day I can like.. catch Bin Laden. And I really felt that, you know, if I was given the opportunity, even though he had a bounty on his head, dead or alive, I felt that if I had the opportunity that I would kill him, I couldn’t live capturing him and seeing him alive. I can’t spare his life. And I would have to deal with that on a religious side, you know, in my after life. But I felt like it didn’t make a difference because you didn’t care about the 3000 or the thousands of men, women and children that you terrorized. Years leading up to 9/11 that you killed and then on 9/11 you really didn’t care. So I felt that, you know, you didn’t think about sparing anybody’s life, so why would I have to spare your life.“ (Z., 12, Z 123-131)

Z. verfolgt dabei eine Auge-um-Auge-Zahn-um-Zahn-Ideologie, die Bin Ladens Leben nicht verschonen will, weil auch er kein Leben aussparte. Z. verweist auf die Problematik des Tötens aus Rache in religiöser Hinsicht. Der Wunsch nach Rache kam Z. während seines Einsatzes im Irak zunehmend abhanden, da der Kampf ums Überleben in den Vordergrund rückte.

In allen drei hier angeführten Gesprächen wird die Einberufung in den Irak abermals unmittelbar mit den terroristischen Anschlägen von 9/11 in Verbindung gebracht. Der

Irakeinsatz bedeutet für die Befragten eine Möglichkeit, die schuldigen Terroristen zu schnappen und zu töten.

4.1.1.3 Militärische Pflichterfüllung

“at that point in time I didn’t really think anything about that in particular, wanting revenge or anything like that. It was just, well, this is my job. I guess I got to do it.” (F., 15, Z 436-437)

Soldatinnen und Soldaten einer Freiwilligenarmee rücken nicht zwangsläufig freiwillig oder aufgrund ideologischer Motivation in einen Krieg ein. Nach Unterzeichnung des militärischen Vertrags ist der Soldat bzw. die Soldatin dazu verpflichtet, seiner bzw. ihrer Einberufung Folge zu leisten. Dieser militärischen Pflichterfüllung kann mit mehr oder weniger Zustimmung nachgekommen werden. Jene Befragten, die fest in der Militärideologie verankert sind bzw. waren, akzeptieren ihre Einberufung als Teil des militärischen Dienstes, empfinden Stolz, dem Militär anzugehören und dem Land zu dienen (siehe Punkte 5.1.1.1., Patriotismus).

„You know I made an oath and you have to honor your oath. You know, so when it’s time to go, it’s time to go!“ (Z., 12, Z 76-77)

Die Ausführung eines Befehls verlangt kein eigenständiges Denken. Das langjährige Militärtraining zielt genau darauf ab, Soldatinnen und Soldaten so zu sozialisieren, dass sie Befehlen ohne Widerworte nachzukommen (vgl. Bröckling 1997: 10). Deshalb wurden die dahinterliegenden Kriegsgründe von den treuen Militärangehörigen wenig hinterfragt bzw. waren nicht von großer Bedeutung für die Legitimation des Kriegseinsatzes.

Eine totale Ablehnung des Kriegseinsatzes schon von Anfang an trat nur bei einer Gesprächspartnerin auf. Bei der 28-jährigen Veteranin lag weder eine Traumatisierung durch 9/11 noch eine starke patriotische Ideologie oder ein starker militärischer Stolz vor. Die Veteranin D. trat aus finanziellen Gründen in die Armee ein und wollte sich so ein gutes Studium finanzieren. Da sie an die Möglichkeit eines Krieges damals nicht dachte, bescheinigt sie sich heute Naivität. D. dachte jedoch nicht darüber nach zu desertieren. Die starken Bande zu ihren Militärkameradinnen und -kameraden veranlassten sie dazu, dennoch einzurücken. Wenn die ganze Gruppe geht, kann es sich ein Einzelner bzw. eine Einzelne nicht erlauben zuhause zu bleiben. Die offiziellen Kriegsgründe wurden von D. schon vor ihrer Abreise in den Krieg abgelehnt. Die Vorstellung, an einem Krieg teilnehmen zu müssen,

dessen Motive und Strategien sie als „suspekt“ und unlogisch empfand, lösten Gewissenkonflikte aus. Den Irakkrieg bezeichnet sie als „Mord“:

*„we were getting deployed and it was very clear on my mind that it was inevitable that I was gonna be involved in this murder that I have liked to spare.“
(D., I3, Z 26-28)*

Sehr verzweifelt erzählte E., der unmittelbar nach 9/11 noch Rache und Vergeltung schwor, nach Reflexion seiner Ansichten aber doch nicht in den Krieg wollte, von seinen aussichtslosen Plänen zu desertieren. Weder eine Flucht nach Kanada verbunden mit einem Leben in Illegalität noch das Leben in einem Militärgefängnis erschienen E. als realistische Auswegmöglichkeiten bzw. als wünschenswerte Zukunftsvorstellungen. Die ausweglose Situation und die Unabwendbarkeit des bevorstehenden Kriegseinsatzes waren bei beiden GesprächspartnerInnen mit großer Angst verbunden. Militärjustiz und Gefängnis werden von E. ebenso wie die Macht hierarchisch übergeordneter Soldatinnen und Soldaten als bedrohlich erlebt. Seine Furcht steigert sich zu Panikattacken beim Anziehen der Militäruniform. Desertieren infolge einer Inkongruenz mit den Zielen des Krieges wird von den soldatischen Kameradinnen und Kameraden nicht als Grund geduldet. Vielmehr wird der- oder diejenige als „Feigling“ abgestempelt. Widerstand wird als einsam und schwierig geschildert und als etwas, das viel Mut und Courage verlangt.

4.1.2 Fazit

Die anfänglichen Kriegsmotivationen der Befragten veranschaulichen die Effizienz der Kriegspropaganda. Allein die angebliche Verbindung Saddam Husseins zu den Terroranschlägen von 9/11 kann die erwünschten Gefühle, nämlich einen erstarkenden Patriotismus und den Wunsch nach Vergeltung, hervorbringen. Der vorgeschobene Grund, Saddam Hussein würde Massenvernichtungswaffen besitzen, kann die Befragten nicht in dieser Weise emotionalisieren. Auch die Ziele des Krieges, das diktatorische Regime Saddam Husseins zu stürzen und eine Demokratie im Irak zu schaffen, traten als antreibende Faktoren nicht in Erscheinung. Lediglich zwei Interviewpartner erwähnten kurz, es wäre ihre Aufgabe gewesen, „Freiheit“ in den Irak zu bringen.

4.2 Kriegserfahrungen

In den geführten Interviews kamen viele unterschiedliche Kriegserlebnisse zur Sprache. Von einer Fülle an Datenmaterial ausgehend wurden jene Kriegserfahrungen analysiert, deren Erleben weitreichende Auswirkungen hinsichtlich der ideologischen Einstellung der Befragten hatte. Eingangs werden positive Kriegserlebnisse dargestellt, die besonders im Rahmen einer noch intakten militärkonformen Ideologie wahrgenommen werden. Anschließend widmet sich dieses Kapitel ob der Realität des Krieges enttäuschten Kriegsvorstellungen.

4.2.1 Positive Kriegswahrnehmung

Die militärtreuen Soldaten vermitteln ein heldenhaftes Bild des Krieges. Im Namen des Patriotismus verallgemeinert der Patriot Z. seine Kriegsmotivation. So meint Z., es wären Amerikaner und Amerikanerinnen aller Schichten und Ethnien gleichermaßen im Krieg vertreten und im Kampf für das Heimatland geeint:

„There is everybody there. Guys who have, you know, six figure income, own their own businesses, enjoying life, that joined the military, that gave up everything, you know. Pat Tillman, a very popular football star had everything. He was a very good player for Arizona Cardinals, had a nice contract, he gave it all up to go to Afghanistan to join the Army¹¹. So everybody is there. Rich, poor, black, white, Chinese, Iraqi, Latino, Hispanic. It doesn't make a difference. Everybody is here because of unity and patriotism.“ (Z., I2, Z 549-554)

Tatsächlich spielt der ethnische und sozioökonomische Hintergrund heute nur mehr eine sehr geringe Rolle im US-Militär. War das Militär früher ein Sammelbecken für Minderheiten und Angehörige unterer Schichten, so hat sich dies in Bezug auf beide Faktor mittlerweile geändert (vgl. Ender 2009: 42ff).

F. schildert als einziger euphemistische Beschreibungen des Kampfes. Er beschreibt ein rauschartiges Gefühl, durch das er sich wie Superman und unbesiegbar fühlt. Die ultimative Macht über das Leben anderer Menschen verleihe ihm heldenhafte Superkräfte:

“[Some soldiers] love combat. They love it there, because honestly, it's a constant high. You know, your endorphins are rushing, your adrenaline's peaked, you're looking around, you are like a super human, nothing can hurt me today, I'm

¹¹ Pat Tillmann starb am 22. April 2004 in den Bergen Afghanistans durch den irrtümlichen Beschuss eigener Streitkräfte.

superman. You know, you get into a firefight, you kill some of the enemies or something like that (...) you know you have that ultimate power, it's like nothing that can touch you. (...) you become a hero to everything else. You really don't care honestly about what else is going on. You're like I just did that and nobody can stop me from doing it. I'm awesome." (F., 15, Z 803-824)

F. verkörpert jenes Phänomen, das bereits Dewey (2004: 45f) als Gefühl der Unsterblichkeit beschrieben hat. Diese Empfindung tritt häufig zu Beginn des Krieges auf und kann zunehmend an Bedeutung verlieren, wenn der Soldat bzw. die Soldatin durch das Erleben zahlreicher menschlicher Verluste seine eigene Sterblichkeit erkennt. Für sein antisoziales Verhalten nach der Rückkehr in die Heimat (siehe Kapitel 5.3., Auswirkungen von Krieg und Militär) macht F. den erlebten Machtverlust verantwortlich.

An anderer Stelle beschreibt F. seinen Kriegseinsatz beinahe wie einen „Urlaub“:

"I never had to shoot at anybody, it was almost like.. an extended, I wouldn't say vacation because it wasn't necessarily enjoyable, but.. an extended experience is probably the best way to put." (F., 15, Z 462-464)

Trotz ihrer Kritik an den Zielen und der Praxis des Krieges beschreibt D. ihre Kriegserlebnisse vorwiegend als positive bereichernde Lebenserfahrung. Zwar stimmt sie nach wie vor den offiziellen Legitimationen des Krieges nicht zu und bedauert die vielen Toten, jedoch kann sie aus dem Kennenlernen einer anderen Kultur eine positive Sichtweise ableiten. Diese Erfahrung ermöglicht es, im Vergleich mit den Lebensstandards im Entwicklungsland Irak die Lebensqualität im Heimatland USA neu schätzen zu können (z.B. Sicherheit, Infrastruktur etc.). Die von D. beschriebene positive Bilanz des Kriegseinsatzes lässt sich mit den von Ender (2009: 116f) erhobenen Daten in Einklang bringen (siehe Kapitel 3.4.1., Krieg als positiver Wendepunkt). Gründe für D.s positive Wahrnehmung sind sicherlich die ausgeführte Tätigkeit und der Ort des Einsatzes. D. war ausschließlich auf der Basis stationiert und mit Verwaltungsaufgaben betraut. Als Offizierin hatte sie überdies eine relativ hohe und angesehe Position inne.

4.2.2 Enttäuschte Kriegsvorstellungen

„I was duped. I feel America was duped.“ (V., 14, Z 774-775)

Enttäuschte Kriegsvorstellungen findet man bei Befragten, die sich als Kritiker und Kritikerinnen des Krieges verstehen. Ein Gefühl des Betrogeneins ist vor allem in den Aussagen von E., D. und V. deutlich zu erkennen. Empfindet der Soldat bzw. die Soldatin,

dass seine oder ihre Teilnahme am Krieg für niemanden von Wert ist, erhöht dies die Zweifel an der Sinnhaftigkeit des Krieges und der eigenen Teilnahme. Ein Soldat oder eine Soldatin, der oder die zu Beginn des Krieges noch glaubte im Militär dem Heimatland einen wertvollen Dienst zu erweisen, kann unter Umständen enttäuscht werden. Im Folgenden wird dargelegt, welche Faktoren und Erlebnisse dazu beitrugen, dass sich die Einstellung zum Krieg nach und nach änderte und eine Abkehr von der ursprünglichen Motivation stattfand. In Kapitel 5.1. wurden die antreibenden Kriegsmotivationen der GesprächspartnerInnen erörtert (Patriotismus, das Heimatland verteidigen, Rache und Vergeltung, militärische Dienstleistung etc.). Was wurde im Krieg erlebt, dass diese Motivationen nach dem Krieg nicht mehr aufrecht erhalten werden konnten?

4.2.2.1 Der Wunsch nach Anerkennung

In den Interviews wurde die Rolle von Wertschätzung deutlich. Der Einsatz mit dem eigenen Leben solle auch anerkannt werden. Werden ihre Bemühungen nicht gewürdigt, mehren sich die Zweifel an der Richtigkeit des Einsatzes. Der Wunsch nach Anerkennung bezieht sich in den folgenden Punkten auf den militärischen Status, auf die Reaktionen der irakischen Zivilbevölkerung und die Unterstützung durch die amerikanische Bevölkerung.

4.2.2.1.1 Anerkennung des militärischen Status

*„...there are these private contractors over there, they're making tons of money and those soldier who got trained to do the job we're sitting around, twirling our gums“
(V., 14, Z 220-222)*

Im militärischen Training verfällt der Soldat bzw. die Soldatin der Annahme, er oder sie würde durch die Angehörigkeit zum prestigeträchtigen Militär der Elite angehören und in heldenInnenhafter Manier die Ehre des Landes verteidigen. Durch die Realität des Krieges kann dieses Statusdenken jedoch Schaden erleiden. In den vorliegenden Erzählungen fand sich häufig die Erwähnung anderer teilnehmender Kriegsakteure, allen voran der so genannten „Private Military Contractors“. Private Militärdienstleistende sind Zivilisten und Zivilistinnen aus den USA oder anderen Nationen, die sich durch private Unternehmen im Dienste staatlicher (US-Außen- oder Verteidigungsministerium, US-Militär) oder privatwirtschaftlicher Auftraggeber am Krieg beteiligen. Private Sicherheits- und Militärunternehmen (kurz PMC für Private Military Company oder Private Military

Contractors) erfüllen genauso wie die Armeeangehörigen militärische Aufgaben in Kriegsgebieten (vgl. Carafano 2008: 67). In den Interviews wurden die privaten Sicherheits- und Militärunternehmen als Profiteure des Krieges geschildert. Die GesprächspartnerInnen beklagten die besseren Verdienstmöglichkeiten für PMCs, die trotz geringerer Ausbildung die Aufgaben der Soldatinnen und Soldaten übernehmen würden. D. und V. zeigten sich überrascht über die unerwartet hohe Anzahl an Söldnerinnen und Söldnern. Die Teilnahme von PMCs werteten die Interviewten als Betrug und zeigten sich enttäuscht darüber, dass sie im Vergleich wesentlich geringer entlohnt wurden und die PMCs ihnen ihre Aufgaben wegnahmen.

Tatsächlich bietet der Einsatz von PMCs einige Vorteile für die US-Regierung. So scheinen die Zahlen über getötete Söldner und Söldnerinnen in den gängigen Statistiken über Kriegsverluste nicht auf, wodurch eine wesentlich geringere Zahl an Kriegsgefallenen präsentiert werden kann. Ein anderer Faktor sind die ökonomischen Vorteile durch die Reduktion der Kosten, die ein teures staatliches Heer verursacht. Um größtmögliche Profite zu erzielen, haben Militärfirmen wie KBR, DynCorp oder Blackwater ein wirtschaftliches Interesse an der Fortführung des Krieges (vgl. Carafano 2008: 48ff).

Eine weitere Enttäuschung erlebte V., als er erkannte, dass Kampfhubschrauber besser geschützt werden als das Leben der Soldatinnen und Soldaten. Während die Kombattanten und Kombattantinnen in klapprigen Zelten hausen mussten, waren die Kampfhubschrauber in sicheren Bunkern untergebracht. V. folgerte, dass die Hinterbliebenenrente nach dem Ableben eines Soldaten oder einer Soldatin dem Militär immer noch billiger käme als die Anschaffung hochwertiger Waffen und Schutzeinrichtungen. Es entstand das Gefühl, nur eine Nummer zu sein und nicht zu zählen. Die Entdeckung, dass anwesende japanischen Truppen eine bessere Ausstattung, bessere Waffen und eine bessere Schutzkleidung vorweisen konnten als die Soldatinnen und Soldaten der Supermacht USA, kränkte das patriotische Selbstbewusstsein des Soldaten V. und trug in späterer Folge zu immer größer werdenden Zweifeln am Sinn und Zweck der Irakkrieg-Mission bei. Die im militärischen Training herausgebildete elitäre Empfindung eines hohen Berufsprestiges wird durch die erlebte Realität empfindlich gekränkt.

4.2.2.1.2 Anerkennung durch die irakische Zivilbevölkerung

Vielfach verdichteten sich die Darstellungen darüber, dass die amerikanischen Besatzer und Besatzerinnen nicht die Herzen der Iraker und Irakerinnen gewinnen konnten, wie es medial vermittelt wurde. Der Angriff auf den Irak wurde in vielen Medien als „Befreiung des Irak“ („liberation of Iraq“) titulierte. Dabei wurde die Ausbeutung des irakischen Volkes durch den Diktator Saddam Hussein unterstrichen (vgl. Jahrmarkt 2004: 63). Die PR-Kampagne „Hearts and minds“ ist darauf ausgerichtet, während *Operation Iraqi Freedom* das Vertrauen und den Zuspruch der irakischen Bevölkerung zu gewinnen. Dabei soll insbesondere auf die Bedürfnisse der Zivilbevölkerung eingegangen werden. Diese Bedürfnisse sind häufig auf die elementarsten Notwendigkeiten des Alltags ausgerichtet (z.B. fließendes Wasser, Strom, Gesundheitsversorgung, Schulen und Arbeit), die häufig nicht gegeben sind (vgl. Mockaitis 2007: 53f). Aus den Erzählungen geht jedoch hervor, dass die Soldatinnen und Soldaten vor Ort auf die strukturellen Entscheidungen und die Prioritäten beim Wiederaufbau des Landes keinen Einfluss nehmen könnten und den Wünschen und Vorstellungen der Zivilbevölkerung relativ machtlos gegenüberstünden. F. und V. berichten, dass die Irakerinnen und Iraker, die vom US-Militär für bestimmte Dienste und Aufgaben angeheuert werden, nur eine minimale Bezahlung erhalten, aber von früh bis spät im Einsatz sind. Diese prekäre Arbeitssituation wird von den befragten Soldatinnen und Soldaten als ungerecht empfunden, ändern können sie diese Beschäftigungsverhältnisse allerdings nicht. Im Verlauf des Interviews lässt sich erkennen, dass die GesprächspartnerInnen der irakischen Zivilbevölkerung positiv gegenüberstehen und ihre Herzen auch gerne gewinnen würden. Die irakische Zivilbevölkerung wird durchwegs als nett und freundlich empfunden. D. beschreibt gemeinsame Fußballspiele, die „Freundschaften“ entstehen ließen:

„...they came out and we were playing, we were playing against them every week. It was very cool. We couldn't understand a word they were saying, they couldn't understand a word that we were saying. And still there is this communication and.. it was really a friendship, you know.“ (D., I3, Z 510-518)

Laut D. wären Iraker ausländischen Frauen gegenüber zuvorkommend und würden gerne Geschenke machen. D. hätte sich gewünscht mehr mit der irakischen Bevölkerung in Kontakt zu kommen und mehr über ihre Kultur zu lernen. Beklagt wurde die Tatsache, dass den Soldatinnen und Soldaten keine Schulungen über die irakische Kultur oder die arabische Sprache angeboten wurden, die sie benötigt hätten, um bestmöglich mit der einheimischen Bevölkerung interagieren zu können.

Der Großteil der GesprächspartnerInnen hatte aus Sicherheitsgründen kaum Kontakt zur irakischen Bevölkerung. Jene Soldaten, die keine Begegnungen mit der Zivilbevölkerung erlebten, fühlten sich unerwünscht und fürchteten, den Irakern und Irakerinnen mehr zu schaden als zu helfen. Auffallend ist, dass Berichte über eingeschüchterte irakische Zivilisten und Zivilistinnen aus zweiter Hand stammen, wohingegen die freundlichen Zusammenkünfte selbst erlebt wurden. E. beginnt seine Erzählung über verängstigte Iraker und Irakerinnen mit der Bemerkung, er „kenne Iraker, die...“. Durch Nachfrage stellt sich jedoch heraus, dass während seines gesamten Irakeinsatzes kein Kontakt zu irakischen Zivilisten und Zivilistinnen bestanden hat.

E.: „I know Iraqis who don't shower naked because they're afraid that if they do and there's a shooting or bombing then they have to run out of the house naked. So they shower with some clothes on just in case. That's terrified. We did that. How can you not call the Americans terrorists? We are.“

I.: „How did you interact with the Iraqi people?“

*E.: „When I was in Iraq I didn't, I never met a single Iraqi when I was in Iraq.“
(E., II, Z 389-394)*

E. ist sich seiner eigenen Verantwortung bewusst und sieht sich selbst in der Rolle des Terroristen. Indem er sich in die Lage der Iraker und Irakerinnen versetzt – „*if I was an Iraqi, what would I feel like*“ (E., II, Z 134) – ist er zu Empathie fähig und macht sich mit der Bevölkerung gemein. V. berichtet von einem Gespräch mit seinem Übersetzer, in dem deutlich wurde, dass sich die Situation für die Iraker und Irakerinnen durch den Einmarsch nicht zum Besseren verändert hat:

V.: „And his answer was... “regarding the overthrow of Saddam we traded the little satan for the great satan..” He said “when Saddam was in charge, at least we could send our kids to school”... that was pretty kind of brief I think, he gave it to me honestly. He was honest with me and said things are worse, things are horrible.“

I.: „How did you feel when when he said that?“

V.: „you know at that time I was still of that angle of supporting the war on terror in general so. I was kinda saddened I guess, I was like oh! I thought we were liberating you and helping you. I didn't say that out loud but thinking back of how I felt when he told me that... yeah.. I was a little shocked actually I thought that it is too bad. But it was towards the end eye opening.“

(V., IV, Z 572-588)

Diese Erkenntnis, die er als „Augen öffnend“ bezeichnet lässt weitere Zweifel an der Richtigkeit des Einsatzes hochkommen.

Überblickt man all diese Äußerungen so könnte man mutmaßen, dass das amerikanische Militär den Kontakt zur Zivilbevölkerung nicht nur zum Schutze der Soldatinnen und

Soldaten unterbindet, sondern dass das Übermaß an Abgeschirmtheit eine physische und psychische Distanz zwischen Militärangehörigen und einheimischer Bevölkerung schaffen soll, um eine Fraternisierung mit der Zivilbevölkerung zu verhindern.

4.2.2.1.3 Anerkennung durch die amerikanische Bevölkerung

“...when you go home you actually see how much people actually do care. It’s very touching, it really is. It really gives you more of a reason. I’m really doing this for a good cause, because somebody out there knows, not me, but every soldier, how much they sacrifice every day of their life, just to make sure that everybody in the United States and in a lot of other countries too have the freedoms that they have, that they are safe. (...) I’ve had a lot of reasons to join (...) At first it is an escape, but now it has become a thing where I volunteer to do it, just because and then I saw the reason behind it all and there’s an actual reason behind it. It’s because people care.” (F., 15, Z 380-389)

Ein entscheidender Punkt sowohl während dem Kriegseinsatz als auch nach der Rückkehr ist das Bedürfnis der Soldatinnen und Soldaten nach Anerkennung ihrer militärischen Leistung. Dean, Jr. (1997: 91) macht die psychosoziale Gesundheit der Veteraninnen und Veteranen von den Reaktionen der Gesellschaft abhängig, die sie nach ihrer Rückkehr empfängt. Diese Theorie kann durch die Ergebnisse dieser Forschung bestätigt werden. Die Anerkennung der Bevölkerung motiviert die Soldatinnen und Soldaten während des Krieges und dient als Sinnstiftung für die Beteiligung am Krieg. In den USA ist es üblich, dass amerikanische Bürgerinnen und Bürger Militärangehörigen für ihre Dienste danken. Dies geschieht durch die Teilnahme an Militärparaden, das Verwenden von patriotischen Symbolen in Form von Buttons oder Aufklebern am Auto mit Aufschriften wie „We Support our Troops. Come Home Safe and Soon!“, „Proud of our Troops“ oder „God Bless America“¹². An Feiertagen wie dem Memorial Day oder dem Veterans Day wird der gefallenen Soldaten und Soldatinnen gedacht. Um die Motivation der Truppen aufrechtzuerhalten, schicken amerikanische Bürgerinnen und Bürger Care-Pakete mit kleinen Geschenken (Toiletteartikeln, Süßigkeiten, Freizeitartikel etc.) in den Irak¹³. Seit seiner Rückkehr unterstützt F. die stationierten Soldatinnen und Soldaten selbst und schickt ihnen hin und wieder Auto- oder Motorradmagazine. Personen in Uniform wird häufig persönlich Dank ausgesprochen – „Thank you for your service!“. Diese Begegnungen werden von den

¹² Diese und andere Aufschriften wurden im Rahmen des Forschungsaufenthalts in den USA häufig gesehen.

¹³ Einige Organisationen, die Care-Pakete verschicken sind beispielsweise: Treat the Troops: <http://treatthetroops.org>, U.S. Troop Care Packages: <http://www.ustroopcarepackage.com> oder Operation: Care and Comfort: <http://www.occ-usa.org>, Stand: 23.09.2011

Gesprächspartnerinnen als befremdlich empfunden. Die dem Krieg abgeneigten Veteranen und Veteraninnen fühlen sich bei diesen Danksagungen sehr unbehaglich, weil sie ihre Beteiligung am Irakkrieg selber ablehnen und nicht stolz darauf sind. Die Veteranen und Veteraninnen, die ihrer Kriegsteilnahme positiver gegenüberstehen, fühlen sich durch den Zuspruch eher bestätigt. Die Verweigerung der Anerkennung für die Heimkehrerinnen und Heimkehrer aus dem Vietnamkrieg kam auch in den Interviews zur Sprache. F. dankt Vietnam-Veteraninnen und Veteranen für ihre Dienste, um seine Unterstützung auszudrücken.

Entsteht das Gefühl, der Krieg werde von der Bevölkerung des Heimatlandes nicht legitimiert und anerkannt, kann das die Soldaten und Soldatinnen selbst an der Sinnhaftigkeit des Einsatzes zweifeln lassen. Kehrt sich die Kriegsbegeisterung der Bevölkerung in Ablehnung um, wirkt dies unterstützend auf diejenigen Soldatinnen und Soldaten, die selbiges empfinden. Dass sogar Generäle gegen den Irakkrieg aufbegehren würden, bestärkt D. in ihrem Widerstand.

Vielfach wurde kritisiert, dass die Bevölkerung auf die Bedürfnisse der Veteraninnen und Veteranen vergessen würde. Den Befragten war es wichtig zu vermitteln, dass auch Soldatinnen und Soldaten Gefühle haben und Fehler machen können. Mit dem Bild des harten Helden könnten sie sich nicht identifizieren.

4.2.2.2 Gruppendynamik

Die Gruppendynamik im Militär wird in der kriegssoziologischen Literatur meist in Bezug auf den starken Gruppenzusammenhalt beschrieben (siehe etwa Kühne/Ziemann 2000: 41f). Gruppendynamische Konflikte finden hingegen kaum Erwähnung. Die durchgeführte Forschung belegt den Einfluss gruppenspezifischer Prozesse, die keineswegs nur aus „Liebe“ und Zusammenhalt bestehen, sondern Ausgrenzung und Konkurrenzdenken mit einschließen. Die interviewten SoldatInnen, die sich in die Institution Militär nur schwer einfügen konnten, da sie andere politische Ansichten vertraten oder nicht am Irakkrieg teilnehmen wollten, wurden von ihren Kameradinnen und Kameraden ausgegrenzt.

Militärangehörige beschreibt E. nur im negativen angstverknüpften Kontext. Aufgrund seines Engagements in der Anti-Kriegs-Bewegung war E. Mobbing ausgesetzt. Wie nachfolgend zu lesen ist, erzählt E. von seinen Anfängen in der Organisation IVAW, wo er sich gleich nach der Rückkehr aus dem Irak zu engagieren begann. Zu dieser Zeit war er jedoch immer noch

ein Teil des Militärs, von dem seine außermilitärischen Aktivitäten ablehnend aufgenommen wurden:

„I got in the IVAW after I got home and I was involved with IVAW really early on, we were a pretty young organization, and I remember wanting to speak this big concert with Michael Stipe from R.E.M., Peaches and Bright Eyes and Run DMC, all these people and then there's me speaking. What the hell?! That's when they really started to attack me a lot after I did that. I was supposed to go back to drilling the weekend after, so I went in before drill to ask what my duties were gonna be in this new unit and there was a picture of my face upon there from the concert where I was speaking, there was a picture and over my face there was a target. And they told me I'd be going to the rifle range, to fire weapons. And I took that as directory out of my life, they were gonna kill me, I saw it.“ (E., II, Z 114-126)

Trotz seiner Zugehörigkeit zur Armee entschloss er sich damals, bei einem großen Konzert eine Rede zu halten. Sein Engagement in der Anti-Kriegs-Bewegung wurde von seinen Kameradinnen und Kameraden nicht akzeptiert. Um ihre Ablehnung auszudrücken und ihn zu schikanieren, erstellten sie eine Fotomontage, die eine Zielscheibe über sein Gesicht platzierte. Zusätzlich wurde er an den Schießstand versetzt, eine Tätigkeit, die er nur ungern ausführen wollte. Diesbezüglich spricht er von der Angst, von seinen Kameradinnen und Kameraden aus Feindseligkeit getötet zu werden. An anderer Stelle erzählt E., dass er auch in Internet-Blogs gemobbt werde und Unwahrheiten über ihn verbreitet würden¹⁴.

Zudem wurde ein ausgeprägtes Hierarchie- und Konkurrenzdenken unter den Kameradinnen und Kameraden beschrieben, die um die Gefährlichkeit der Einsätze, Rang und Tätigkeitsbereiche konkurrieren. Ranghöhere Soldatinnen und Soldaten wären immer die Heldinnen und Helden, wohingegen rangniedrigere immer Schuld an allem hätten. E. erkennt, dass diese Gedankenwelt mit Konzepten militärischer Männlichkeit verknüpft ist, denen er nichts abgewinnen kann:

„It's all bullshit. It's all to make you more of a „man“. But they define manhood in gender forms that I just don't agree with.“ (E., II, Z 417-419)

Die unkritische Übernahme des Gedankenguts älterer Soldaten und Soldatinnen wird auch von F. beschrieben, der ebenjenes Konzept militärischer Männlichkeit angenommen hat:

“Being young and impressionable, you're gonna kind of mirror the image of the other soldiers that you see around you, especially soldiers that are older... I was... uneducated in the way of life, I guess you could say and I became a real jerk. You need to impress your buddies and things like that, I just had mindset that, you know, maybe the woman is supposed to stay at home and clean, cook and do dishes while

¹⁴ Tatsächlich finden sich zahlreiche Hass-Blogs im Internet, die Veteraninnen und Veteranen, die sich im Widerstand gegen den Krieg engagieren, öffentlich als Weicheier bloßstellen. Aus Respekt vor den Betroffenen werden an dieser Stelle keine Quellen genannt.

the, while the guy's out working. Well... of course later on in life I found out that's not true.” (F., I5, Z 59-65)

D. blieb während ihres Einsatzes im Irak eher für sich. Sie führt dies darauf zurück, dass sie durch ihren Offiziers-Status anderen Kameradinnen und Kameraden übergeordnet war und somit schwerer Freundschaften auf Augenhöhe schließen konnte.

„...officers are trained to keep a distance from the enlisted Marines, you are not supposed to make friends, you are not supposed to hang out with them in any way. So I didn't really hang out with them and I didn't hang out with the officers, I just stuck to myself.“ (D., I3, 396-398)

Um einen besseren Austausch unter den wenigen Frauen zu ermöglichen, gründete D. mit einigen anderen Offizierinnen eine Gruppe für weibliche Marines, die sich gelegentlich traf. D. wünschte sich im Nachhinein, es hätte eine „Solidarität“ in dieser Form schon früher gegeben. Dass D., obwohl sie den Irakkrieg ablehnte, wegen ihrer KameradInnengruppe in den Krieg einrückte, verdeutlicht den disziplinierenden Charakters des Gruppenzusammenhalts (vgl. Bröckling 1997: 10).

Neben den beschriebenen Konflikten unter Kameradinnen und Kameraden wurde auch von innigen Freundschaften berichtet. Seinen Kameraden und Kameradinnen könne man die schrecklichsten Erlebnisse anvertrauen, die man der eigenen Familie nicht sagen kann, weil sie zu schockierend wären. Die Kriegserfahrungen auf Leben und Tod würde die Truppe zusammenschweißen.

Die Erzählungen einiger Interviewten lassen jedoch den Schluss zu, dass die bedingungslose Liebe unter Kameradinnen und Kameraden so bedingungslos nicht ist, sondern nur bei Übereinstimmung mit den herrschenden Ideologien funktioniert.

4.2.2.3 Enttarnte Kriegslegitimationen

Besonders viel Raum nahm die Frage nach der Legitimität des Krieges ein. Den vorgegebenen offiziellen Kriegszielen wie der Suche nach den Terroristen und Terroristinnen, die für die Terroranschläge am 11. September 2001 verantwortlich waren, oder der Suche nach Massenvernichtungswaffen schenken die Interviewten keinen Glauben. Die Zweifel an der übergeordneten Kriegslegitimation werden offen ausgesprochen. Es wird vermutet, dass hinter den öffentlich geäußerten Kriegszielen andere, wirtschaftliche Beweggründe stehen.

Das Gefühl, an einem unrechten Krieg teilzunehmen, trat bei den GesprächspartnerInnen zu unterschiedlichen Zeitpunkten auf. Eine ehemalige Soldatin und ein ehemaliger Soldat (D. und E.) wollten ursprünglich nicht einrücken, weil sie den Zielen des Krieges nicht zustimmten, hatten aber nicht den Mut zu desertieren und wurden so zwangsläufig in den Krieg geschickt. V. erzählt von seiner „180-Grad-Drehung“, wie er es nennt, die während dem Kriegseinsatz stattfand. Es scheint, als könne Langeweile die Zweifel am Sinn der Mission verstärken. Soldatinnen und Soldaten, die ausschließlich innerhalb der Basis stationiert waren, sprachen häufiger von aufkommender Langeweile, wodurch mitunter das Gefühl entstand, nutzlos zu sein. V. saß mit seiner Einheit fünf Wochen in Kuwait fest, wo die amerikanischen Truppen auf den Einsatz im Irak vorbereitet werden, und machte dort die Erfahrung, dass seine Einheit keine Mission und keine Aufgabe hatte. Dieser Umstand trug dazu bei, dass die Zweifel an der Operation immer größer wurden. F. steht nach wie vor im aktiven Militärdienst, resümiert die Irakmission jedoch als nicht sinnvoll. Er bezeichnet den Krieg als Verlust, im Irak wäre nichts verändert worden und der Krieg wäre all die Toten nicht wert gewesen. Die Ziele des Krieges, die Terroristen zu finden, wären nicht erreicht worden. F. lässt erkennen, dass er zwar den Grund, für die Freiheit Amerikas zu kämpfen akzeptiert, dass er jedoch nicht weiß, warum so viele Menschen im Irak und Afghanistan sterben müssen, nur weil die USA attackiert wurden. Auf die Frage, ob sich seine Einstellung nach dem Krieg geändert habe, antwortet er, der Krieg sei ein Verlust gewesen und das Ziel, die verantwortlichen Terroristen zu finden, sei nicht erreicht worden:

“I kind of realized that it was kind of a loss, I mean, I knew it was something we had to do, the ultimate reason is to find the terrorist groups and flush them out and make life pretty unhappy for everybody but, I realized too that that’s not what was going to happen.” (F., 15, Z 1280-1283)

Da die offiziellen Gründe den Krieg nicht mehr länger legitimieren konnten, entschied er sich, lieber „auf der anderen Seite zu stehen“ und das Militär zu verlassen. 180 Tage sollte F. zum Zeitpunkt des Interviews noch in der Army bleiben, um ins zivile Leben entlassen zu werden. Z. ist fest in der militärischen Ideologie verankert, lässt aber auch leise Zweifel an den offiziellen Zielen des Krieges anklingen. So bemerkt er, dass George W. Bush nur die „Geschäfte“ seines Vaters beenden wollte. Die Logik der Massenvernichtungswaffen greife nicht, da Saddam Hussein diese schon längst benutzt hätte, wenn er sie wirklich besitzen würde. Was von George W. Bush schließlich eingestanden wurde, konnten auch die Soldatinnen und Soldaten im Irak erkennen. Saddam Hussein besaß keine Massenvernichtungswaffen. Da die offiziellen Kriegslegitimationen nicht haltbar sind, akzeptiert Z. auch andere Gründe, in deren Namen dieser Krieg geführt werden kann. Der

Irakkrieg sei somit auch dann gerechtfertigt, wenn er nur dazu dient, die Wirtschaft anzukurbeln:

„I think the economy could have been worse or could have gotten worse, but war brings money. And that's how the economy was basically able to stay up. (...) Country in severe economic crisis and the war went on and everything. The economy kinda turned down so I think the money is the root of all evil. War gives us lot of money. That's one fight that we definitely caused. So this war right now is an exit war, justifiable for a cause.“ (Z., I2, Z 526-533)

4.2.2.4 Propaganda

„...it takes a lot of courage you know to step back and say “I was lied! I was brainwashed!” You know it's easy to go with the flow.“ (V., I4, Z 639-640)

Beinahe in allen Interviews nahmen die Aussagen die gleiche Richtung: Propaganda und gezielte Desinformation durch Medien, Regierung und Militär wurden anfangs kritiklos geglaubt, im Nachhinein wurden sie jedoch als solche enttarnt.

Die Erzählungen beziehen sich einerseits auf irreführende Zusammenhänge, die durch TV-Sender wie FOX News verbreitet wurden, um die Bevölkerung auf den Krieg einzustimmen:

„I remember looking back.. all the footage, all the news coverage in the months after the attacks, you couldn't see a building collapsing, you couldn't hear the words 9/11 without on the screen at the same time a mosque full of Muslims praying and that's part of the brainwashing that they did, to make that connection on our minds, of Muslim people, buildings falling, go to war.“ (V., I4, Z 783-787)

Massenmedien erfüllen eine wichtige Funktion bei der Verbreitung von Kriegspropaganda. Vor allem das Fernsehen eignet sich als Propagandamedium. Das Feindbild des “Kommunisten” wurde nach dem 11. September durch das des “Terroristen” ersetzt (vgl. Jahrmarkt 2004: 65f).

„...before the war, even pretty much during my deployment, I think I was a typical naive, ignorant, I go as far that I say brainwashed war on terror supporting republican. There is some brainwashing that goes on in basic training and I hate to admit I even watched Fox News! So I was all screwed up!“ (lacht) (V., I4 Z 38-41)

Andererseits beklagen die Interviewten, dass Medien Kriegseignisse absichtlich anders darstellen und gewisse Themen zensieren würden. Immer wieder wird darauf hingewiesen, dass die amerikanische Bevölkerung kaum über die Situation ihrer Irakkriegsveteranen und -veteraninnen Bescheid wüsste und auch die Zahlen der menschlichen Verluste auf beiden Seiten nicht kenne. PTSD, Selbstmorde, Gewalt an Soldatinnen oder der Einsatz von Kindersoldaten und -soldatinnen und jugendlichen Kämpferinnen und Kämpfern auf

irakischer Seite sind für die Befragten wichtige Themen. V. spricht die Verblödung der TV-Seherinnen und Seher durch Reality- und Casting-Shows an. Ironisch merkt er an, dass die Amerikanerinnen und Amerikaner in Bezug auf diese Themen hingegen immer auf dem aktuellsten Wissensstand wären. Die Eigentümer und Eigentümerinnen der Mediengesellschaften bezeichnet er als Kriegsprofiteure.

Z. schildert einen selbst erlebten Fall von Zensur, eine Begebenheit, bei der ein Militärhubschrauber aus technischen Gründen abstürzte, auf CNN der Absturz jedoch einem feindlichen Angriff zugeordnet wurde:

„...seeing an incident to where another squat was gearing up to go to operations to handle a combat situation, and the helicopter malfunctioned and it crashed. And it's on CNN a five hours later and they said that the helicopter, the same helicopter was hit by RPG [= Rocket-propelled grenade]. That's bullshit! You know, I've seen it! It took off and it had a malfunction and it crashed. And you sit up there and you say enemy fire, there was no enemy presence. They were on base. It just had a malfunction, you know.“ (Z., I2, Z 624-629)

Je mehr an der Wahrheit der medialen Darstellungsweise gezweifelt wird, desto stärker werden auch die Zweifel hinsichtlich der vorgegebenen Kriegslegitimationen und der moralischen Legitimität des Krieges. Diejenigen, die die vorherrschende Berichterstattung reflektierten und kritisch hinterfragten, zweifelten stärker an der moralischen Legitimität des Krieges. V. kommt nach seiner Rückkehr zu der Überzeugung, einer Gehirnwäsche erlegen zu sein. Sich selbst einzugestehen, dass man belogen worden ist bzw. sich belügen und hinters Licht führen ließ, erfordere persönliche Stärke und Mut. Andererseits kann die Naivität von damals die eigenen Handlungen erklären und rechtfertigen, was entlastend auf die Veteraninnen und Veteranen wirken kann.

Um andere junge Menschen vor dem Militärbeitritt zu bewahren, trägt V. einen Aufnäher mit der Aufschrift „U.S. Army – Recruiters Lie!“ auf seiner Militärjacke. Erregt er damit Aufmerksamkeit, versucht er die Menschen über die falschen Versprechungen der Rekrutierenden aufzuklären. Meist versichern diese, ein Kriegseinsatz würde nahezu unmöglich sein. Auch die versprochene Entlohnung falle in Wirklichkeit geringer aus.¹⁵ Zum vermittelten Bild des prestigereichen militärischen Lifestyles trägt auch die mediale Darstellung bei. So werde gezeigt, wie Soldaten aus dem Hubschrauber springen, um ein abenteuerreiches Berufsbild zu vermitteln, die Särge, die aus dem Irak zurückkommen, würden in diesem Zusammenhang nicht gezeigt:

¹⁵ Verschiedene Organisationen versuchen die Bevölkerung durch Broschüren zu erreichen. Informationsfolder wie „What every girl should know about the U.S. Military. Consider this – before you enlist.“ oder „A few facts about the costs of war“ der Granny Peace Brigade wollen die Versprechung der Rekrutierenden mit Fakten widerlegen.

„...you think you're gonna be part of this prestigious group of people. And you think about the cool things that you're gonna do, like jumping out of helicopters. And you don't realize that somebody's gonna be mopping the floors too, you know. And I did some floor mopping, very little compared to most of the Marines, because you know... officer privilege or whatever. The caskets weren't able to be photographed either. The bodies coming back. The military, the government, they learned a lot from past wars like Vietnam and how to control what the public sees.“ (D., I3, Z 317-324)

Werbefolder der U.S. Army werben mit Fotos von Soldaten und Soldatinnen, die vor strahlend blauem Himmel aufregende „Abenteuer“ bewältigen und durch das Militärtraining ihr „volles Potential ausschöpfen“ können. Von „Fähigkeiten“, „Stolz“ und einem „wichtigen, bedeutungsvollen Beruf“ ist die Rede. Hohe finanzielle Vergütungen werden versprochen. Die Möglichkeit der Einberufung in ein Kriegsgebiet wird mit keinem Wort erwähnt.¹⁶

4.2.2.5 Die Suche nach dem Feind

Vorstellungen des zu bekämpfenden Feindbildes wurden nicht von allen InterviewpartnerInnen angesprochen. Während der militärtreue Soldat Z. seine Vorstellung von feindlichen Terroristen am deutlichsten schildern kann, bleibt für die anderen VeteranInnen das Bild des Feindes bzw. der Feindin unscharf. Z. benennt das Terrornetzwerk al-Qaida, die afghanischen Taliban und Osama bin Laden als die Terroristen, die er eliminieren möchte. Die anfängliche Motivation der Rache sowie sein Hass auf die Terroristen und Terroristinnen hätten sich während seines Afghanistan-Einsatzes noch verstärkt. Das Leben eines Terroristen bezeichnet Z. als wertlos: *„I felt that the terrorist's life is ridiculous, useless and that it really has no sense of living.“ (Z., I2, Z 181-182)*

Andere InterviewpartnerInnen äußern sich hingegen weniger klar, wissen selber nicht, welchen Feind sie im Irak verfolgen sollen. Im Gespräch mit E. dominiert die Suche nach „den Bösen“ das Interview. Angestoßen durch das kritische Nachhaken seines Universitätsprofessors fand bereits vor Einberufung eine intensive Auseinandersetzung mit der Frage nach den konkreten menschlichen Zielen seines Tötungswunsches statt:

¹⁶ Werbefolder „Being a Soldier in the U.S. Army“. U.S. Army, Army Strong. August 2008.

„I made it my mission to find out who it was.. you know that was our enemy and the more that I found out we're the bad guys, you know, the United States and the rest of the world, we're the bad guys. And you grew up in the States thinking that we're good guys, you know that we're G.I. Joe that we're John Wayne and we're always on the side "good" and anyone who opposes us is evil, but.. that's not true. And it was like one day.. all of a sudden it dawned on me and everything I believed in just shattered“ (E., II, Z 32-37)

E.s vormaliges Weltbild konnte seiner Prüfung nicht standhalten. Er bleibt der Gut/Böse-Dynamik zwar treu, definiert nun jedoch die USA selbst als die „bad guys“.

Die Vorstellung eines Feindbildes geht auf die Dehumanisierung der Feinde und Feindinnen in der Grundausbildung zurück, die die Militärangehörigen auf das Töten einstimmen soll. Dieser Vorgang wurde bereits in Kapitel 3.3.3. (Organisiertes Töten im Krieg) behandelt und wird auch von V. treffend beschrieben:

„Dehumanization starts early, it is something going all way back to basic training which for me would have been in early 1998. We sing all day.. sing songs about killing... we talk about towlheads and hadjis in the songs (...) we just sing songs in Kansas about killing all the time, you know, just screaming on the top of your lungs, kill kill kill!“ (V., I4, Z 824-848)

Durch das Aufdecken der Kriegspropaganda konnten tradierte Vorstellungen stereotyper Feindbilder nicht aufrecht erhalten werden. Ein anderer Grund können fehlende reale Begegnungen sein. Die vielfach erwähnte Unübersichtlichkeit und die mangelnde Vorhersehbarkeit kriegerischen Geschehens macht es schwierig, Angriffe aus dem Hinterhalt vorherzusehen. Irakische Rebellen würden sich tarnen, um nicht erkannt zu werden, so Z. Die Unterscheidung zwischen Kämpfern bzw. Kämpferinnen und der Zivilbevölkerung wäre infolgedessen nur schwer vorzunehmen. Auch Kinder und ältere Menschen würden für die Durchführung von (Selbstmord)Anschlägen eingesetzt. Infolgedessen wurde der Kontakt der Soldaten und Soldatinnen mit der irakischen Bevölkerung weitgehend beschränkt, woraufhin sie gezwungen waren, sich dauerhaft innerhalb der Militärbasis aufzuhalten und die feindliche Seite nie zu Gesicht bekamen.

4.2.3 Töten im Krieg

Ein Kriegserlebnis, das in besonderer Weise Fragen nach individueller Verantwortung und Schuld aufwirft und Schuldgefühle hervorrufen kann, ist das Töten von anderen Menschen. Kriegerisches Töten erfordert selbstständiges Agieren und muss vor anderen, aber besonders vor sich selbst begründet und gerechtfertigt werden. Die Frage nach individueller Schuld

taucht bei den beiden Befragten (E. und Z.), die unmittelbar die Verantwortung für den Tod von Menschen tragen, besonders deutlich auf.

4.2.3.1 Über das Töten sprechen

„I never even loaded my weapon in Iraq. Never even loaded. And people ask me all the time: ‘Did you kill somebody?’ and I don’t know how to answer that, you know, cause I think I did. I didn’t pull the trigger, but they’re dead because of what I did. And people who think that they can go to Iraq and they don’t have to participate in killing are dead wrong.“ (E., II, Z 102-112)

Eine Frage, die in den Interviews aufgeworfen wurde, betrifft die eigene Schuld am Tod von Irakerinnen und Irakern. Auch Soldatinnen und Soldaten, die zwar nicht in unmittelbare Kampfhandlungen verwickelt waren, sich aber indirekt an Tötungen beteiligt haben, können hinsichtlich des Todes anderer Menschen Schuld empfinden. Dies kann durch das Fällern einer Entscheidung oder durch die unterstützende Vorbereitung zu einem Angriff geschehen.

E. konstatiert, man nehme als Soldat oder Soldatin im Krieg unausweichlich am kollektiven Töten teil. D. sieht die Verantwortung für tote Zivilistinnen und Zivilisten bei jedem Amerikaner und jeder Amerikanerin, da sie nichts tun würden, um den Krieg zu beenden.

Für zwei Soldaten ist die Erfahrung des Tötens ein dominierendes Thema. E. schildert ein Ereignis, bei dem 175 Zivilisten aufgrund einer falschen Entscheidung, die er getroffen hat, ihr Leben verloren haben. E. war für die Überwachung der Radiofrequenzen zuständig und gab eine falsche Einschätzung der Lage an seine Vorgesetzten weiter, da er dachte, eine Einheit würde aus dem Hinterhalt überfallen werden. Daraufhin eröffnete die Luftunterstützung Feuer auf friedlich protestierende Iraker und Irakerinnen:

„...there was an incident.. where.. I was listening to the radio and I could hear on one frequency that they were talking about this unit that was being ambushed and they were surrounded and then.. but the-the-the their support unit, see, I listen to a lot of different frequencies cause I was listening for the general so I could know what was happening at all the different areas. Well their support frequency.. they couldn’t hear this so I just switched over to air support and gave them a sit-rep, a situation report. And I never even thought, you know I didn’t even put it in my log for the day, it was so unimportant, but then at the-the briefing, I briefed that, that these soldiers, what ended up actually happening was they drove into a peaceful protest.. and I called out air support because they-they thought they were in trouble so I called out air support and the air support came in and they opened a fire, killed a 175 civilians, because of what I did.“ (E., II, Z 92-102)

In dieser Interviewpassage wird durch die stockende und aufgeregte Erzählweise deutlich, wie viele Emotionen E. immer noch mit diesem Erlebnis verbindet. Immer wieder bricht er einen Satz ab, fängt neu an, stottert.

Auch Z. schildert eine Situation, in der er einen Menschen getötet hat:

Z.: „on my first actually my fourth day in Iraq ah.. I had to kill a kid.“

(...)

I.: „Why did you have to kill the child?“

Z.: „It was shot when it passed the basis“

I.: „Why?“

Z.: „Ah all kinds of bombs and stuff like that that made- was in the hand of the father and he was sending him to the where we were on the convoy. And he was gonna detonate the bomb. And with the child and all and kill us. And.. So ah we he- we spotted it and ahm I had no choice... but to eliminate.“ (Z., I2, Z 342-359)

Die geschilderte Kampfsituation betont die Ausweglosigkeit, den Mangel an alternativen Reaktionsmöglichkeiten. Um andere Leben zu retten, bleibt die Tötung des Kindes die einzige Möglichkeit. Er wählt als „Tötungs-Verb“ neben „töten“ (kill) den Ausdruck „eliminieren“, einen Ausdruck der Militärsprache, welcher den Vorgang mechanisch und strategisch und somit weniger grausam klingen lässt. Emotionale Momente (z.B. die persönliche Vorbereitung auf den Krieg) beschreibt er meist technisch und rational. Die erlernte militärische Disziplin wird in seiner Ausdrucksweise deutlich:

„When join the Marines you are not trained to kill. You are trained, you are taught different skills and basics.“ (Z., I2, Z 368-369)

Gänzlich anders schildert V. die militärische Ausbildung, in der die Soldaten und Soldatinnen zum Töten trainiert werden:

„...the Drill Sergeant would say: “I don’t give a fuck why you are here. I don’t care if you want college money, I don’t care if you think it is a patriotic thing to do. I have a job to do and eight weeks from now you will be a deadly lethal killing machine. You will be proficient with your side arm. There will be no stopping you. You will be a killer when you leave here. If you are not, I haven’t done my job.” That’s very obvious why you are there (lacht). At a time I thought: “Kick ass, I’m gonna be a killer, awesome!” (V., I4, Z 857-863)

Dieselbe Ausbildung wird durch die unterschiedlichen ideologischen Anschauungen der zwei Soldaten völlig unterschiedlich geschildert. V. fasst die Paradoxie der Ausbildung zum professionellen Töten knapp zusammen: „We kill stylishly! That’s how bad ass we are!“ (V., I4, Z 531)

4.2.3.2 Rechtfertigung

Umstände, die kriegsgerisches Töten ermöglichen, wurden bereits im Kapitel 3.3.3. erörtert. Die Erklärungen, die von den Interviewten herangezogen wurden, klingen relativ ähnlich:

Militärdeologie

“We’re here to do a job and at if that job makes to where we have to kill the enemy, so be it.” (F., I5, Z 745)

„We have a job to do and we perform the job, under the guidelines.“ (Z., I2, Z 347-348)

Ist der Soldat oder die Soldatin fest in den militärischen Strukturen verankert, können die militärdeologischen Konzepte als Rechtfertigung herangezogen und die eigene Schuld kann an das militärische Kollektiv abgetreten werden. In den Erzählungen von Z. werden die eigenen Schuldgefühle durch Rechtfertigungsstrategien abgewehrt. Die Interpretation des Tötens von Menschen als „Arbeit“ („job“) lässt die Funktion von Deutungsmuster als Sinnstiftung erkennen. Hier erscheinen die Agierenden willenlos und als Ausführende von Befehlen einer höheren Ordnung. Eigene Handlungen werden als fremdbestimmt beschrieben. Die Legitimation geschieht durch die Berufung auf das hierarchische Prinzip von Befehl und Gehorsam, wonach der Akteur oder die Akteurin als kleines Rädchen im großen Getriebe nur seine oder ihre Pflicht getan habe. Die individuelle Verantwortung wird an das Gebot des Gehorsams abgeschoben. Im militärischen Tugendkatalog findet man diese Rechtfertigung als Pflichterfüllung, Dienst am Vaterland und als Opfermythos chiffriert (vgl. Kühne/Ziemann 2000: 27f). Durch die Militärdeologie können die Soldatinnen und Soldaten einen Schutzmechanismus aufbauen, der zur besseren Verarbeitung benötigt wird und das Töten moralisch legitimiert.

„Er oder ich“-Topos

„it’s either us or it’s them, you know. And if I have a say so it’s not gonna be me.“ (Z., I2, Z 364-365)

Z. weist bei der Beschreibung der Kampfhandlung auf die Kampfsituation des „Sie oder wir“ (bzw. „Er oder ich“) hin, auf eine Konfrontation mit dem Gegner, in der es keinen Ausweg gibt und nur der bzw. die Schnellere überleben kann. Wird auf die existentielle Er-oder-Ich-

Situation Bezug genommen, geht es im Kampf zweier gleichberechtigter GegnerInnen ums Überleben. Der „Du oder ich“-Topos beschreibt den unmittelbaren Zwang des Kampfes und dient zugleich als Legitimation der ausgeführten Handlung. Es ist das Konstrukt des Täters bzw. der Täterin, sich als Opfer in einer Zwangssituation zu verstehen, in der de facto aus Notwehr gehandelt wird. Die Frage, ob das Töten nicht doch zu vermeiden gewesen wäre, stellt sich ob der Unausweichlichkeit der geschilderten Lage nicht (vgl. Schröder 1995: 116).

Instinkt und Reflex

„Some are just based on instinct you know and reflex. You know they come out, pulling a weapon and everything, you know, and you tell em to stop, but they keep coming. You don't know what's going through his mind. You shoot and you kill.“
(Z., I2, Z 338-341)

Entlang einer Rechtfertigungslinie, die die harte Realität des Krieges ins Zentrum rückt, macht Z. seine kriegesischen Handlungen an Instinkt- und Reflexverhalten fest. Reflexhaftes Töten wird durch das Ablegen der Tötungshemmung im militärischen Training erlernt, wo Bewegungsabläufe und Reaktionsmuster durch ständige Wiederholung automatisiert werden. Außerdem wird auf eine Situation mit Todesbedrohung Bezug genommen, die Tötung wird durch den Schutz des eigenen Lebens oder des Lebens der Kameraden und Kameradinnen gerechtfertigt.

Ausweglosigkeit

„...when you go to Iraq, you're stuck between a bad choice and a bad choice. You don't get good choices in Iraq and it's like.. I can protect my buddies or I can kill Iraqis. And.. I-I didn't wanna kill Iraqis, but I didn't want my friends to die.“
(E., II, Z 106-108)

Nach der Moral seiner Handlung zu fragen ist prinzipiell nur dann sinnvoll, wenn die Handlungsspielräume einer Person auch greifbare Alternativen enthalten haben, die nicht gewählt wurden (vgl. Neitzel/Welzer 2011: 34). Durch die Betonung der beschränkten Wahlmöglichkeiten und Handlungsalternativen im Krieg ist es möglich, seine eigenen Schuldgefühle abzuschwächen. Auch Z. weist in seiner Erzählung über die Tötung eines Kindes deutlich auf die fehlende Wahlmöglichkeit hin: *„I had no choice... but to eliminate.“*
(Z., I2, Z 358-359)

4.2.3.3 Schuldgefühle

„I killed a 175 civilians in one day. Do you all think I'm a terrorist? I don't know how anyone could believe, that believes in god could think that I'm not going to hell for that.. you know. There is no way I wouldn't... So like, who's a terrorist, you know? I've terrorized a whole lot more people in my life than most of Iraq has.“ (E., II, Z 382-386)

Die Infragestellung der Kriegslegitimation, die durch Verweis auf rechtfertigende Gründe dem Handeln Legitimität beimisst und die Auseinandersetzung mit der Teilnahme und den eigenen Taten in einem Krieg, der als unrecht empfunden wird, lassen Fragen nach der eigenen Mitschuld aufkommen.

„Das Schuldgefühl bezieht sich auf die Folgen unseres Handelns bei anderen (gelegentlich auch bei uns selbst) und signalisiert eine Verletzung oder Vernachlässigung, überhaupt eine Schädigung, die durch unser Handeln eingetreten ist.“ (Mentzos 2002: 115)

E. rechtfertigt seine Tat kaum, er macht sich wegen diesem Fehler, der 175 unschuldigen Menschen das Leben gekostet hat, bis heute Vorwürfe. Er geht sogar so weit, sich selbst als Terrorist zu bezeichnen. Obwohl E. nur aus Distanz in den tödlichen Vorfall eingebunden war, hat er große Schuldgefühle, wohingegen Z., der aus unmittelbarer Nähe getötet hat, weniger Schuldbewusstsein zeigt. Die Annahme, dass Töten aus großer Distanz weniger Schuldgefühle und seltener psychische Belastungsstörungen verursacht (vgl. Malešević 2010: 227), lässt sich somit nicht bestätigen.

Der Befragte E. leidet unter seinem Selbstverrat, der Schamgefühle und Selbstwerterniedrigung zur Folge hat, die hervorgerufen wurden, weil E. nicht den Mut und die Kraft hatte, seine Überzeugung vor dem Militär zu vertreten und wider sein Gewissen an einem Krieg teilgenommen hat, dessen Ziele er nicht gutheißen konnte. Diese Scham kann einen Menschen lebenslang verfolgen (vgl. Mentzos 2002: 117). E.s Einstellungswandel gegenüber der Legitimität des Krieges und seiner politischen Einstellung ist von der Suche nach „den Bösen“ geprägt. Aufgrund des Einstellungswandels, durch den er die USA als die „bad guys“ definiert und wegen der Partizipation an einem als unrecht empfundenen Krieg wider seines eigenen Gewissen wiegen die Selbstvorwürfe und Schuldgefühle besonders schwer. Sie sind sogar so stark, dass er annimmt, dass er annimmt, für seine Taten in die Hölle zu kommen. E. wünscht, dass seine Taten gesühnt werden, um das entstandene Ungleichgewicht durch den verursachten Schaden wiederherzustellen. Die entsprechende Sühne findet E. in einem Leben voll Schmerzen und Krankheit. Er glaubt, die Schmerzen, als

Buße für die von ihm verursachte Schuld, zu verdienen: „*as far as I'm concerned I deserve whatever's coming for me.*“ (E., II, Z 406-407)

Auch Z. ist trotz seiner militärideologischen Verankerung und umfassender Rechtfertigung seiner „Tat“ nicht frei von Schuldgefühlen. Er beschreibt, sich danach schlecht gefühlt zu haben, und macht sich Gedanken, was aus dem jungen Mann, den er erschossen hat, hätte werden können:

„I really felt bad because I looked at it as.. I took a future. You know, there is no telling, you know, what the young man could have loved to be.“ (Z., I2, Z)

Auch F., der niemanden getötet hat, vergegenwärtigt sich die Macht von Soldaten und Soldatinnen über das Leben anderer Menschen:

“...to me that's the ultimate thing, to take somebody else's life, I mean, just imagine how much of a ripple in the water that makes. You kill one person, whether it be a child or a man, a woman. Look at how much of a difference that's going to make in that whole person's existence, that person's circle. That ripple, that's gonna spread out so far. You got not only their husband or wife, you got their kids, you got their parents; you got, even if it's a single person that lives at home, you know, by themselves with an animal. That animal goes its line of survival as well. You got so many things you realize after a certain time that, as a soldier, you've got a lot of power, you know, whether you realize it or not. You can affect a lot of things.” (F., I5, Z 712-720)

Die Tötung Unschuldiger kann laut Aussage der Interviewten unabsichtlich geschehen und wird zwangsläufig einkalkuliert. Z. und F. stimmen überein, dass Fehler passieren können, da niemand zu hundert Prozent perfekt ist:

“People forget that because these guys are soldiers they are humans and that they're going to make mistakes.” (F., I5, Z 829-830)

„I've killed innocent people by accident. I felt guilty you know on the point that you don't shoot innocent people by accident, you know. But just running through a combat zone. Just trying to get out of the way or something like that. But I felt that I should feel guilty because I feel guilty cause I didn't do anything on purpose“ (Z., I2, Z 393-397)

4.2.4 Fazit

Die Kriegsrealität entsprach nicht den Erwartungen der Befragten. Verwehrte Anerkennung, enttarnte Kriegslegitimationen, aufgedeckte Propaganda, Gruppenkonflikte, revidierte Feindbildvorstellungen und Schuldgefühle nach der Tötung eines Menschen lassen den Soldaten bzw. die Soldatin zweifeln, ob der erlebte Krieg es wirklich wert sei, dafür sein

Leben zu riskieren. So verändert Krieg einen Menschen und nimmt Einfluss auf Umgang und Art der Bewältigung. Nachfolgend werden die Auswirkungen von Krieg und Militär auf die interviewten VeteranInnen thematisiert.

4.3 Auswirkungen von Krieg und Militär auf die Befragten

„When I went in I was a child. Came back as a grown man.“ (Z., I2, Z 457)

„...you know when you go to war and you come back, life changes.. and nothing is the same.“ (E., II, Z 355-356)

Die Auswirkungen des Krieges auf Soldatinnen und Soldaten nehmen in den autobiographischen Zeugnissen viel Raum ein und werden als besonders stark eingestuft. PTSD, SoldatInnenselbstmorde, die hohe Belastung für SoldatInnen und ihre Familien durch mehrere Kriegseinsätze, Rassismus und Diskriminierung im Militär, Frauenfeindlichkeit und die prekäre Situation von Soldatinnen sowie Arbeitslosigkeit von Veteranen und Veteraninnen werden angesprochen. Meist wird dabei nicht von den eigenen erlebten Beeinträchtigungen erzählt, sondern es wird unter Verweis darauf, selber Glück gehabt zu haben, von anderen, weniger glücklichen Kameradinnen und Kameraden oder von statistischen Fakten berichtet. Es besteht insbesondere das Anliegen, diese Fakten in der amerikanischen Bevölkerung zu verbreiten und sich für andere Veteranen und Veteraninnen zu engagieren, um ihre Situation zu verbessern (siehe Punkt 5.4.7.).

Die menschlichen Verluste durch den Krieg wurden einigen Interviewten auch durch den Tod ihrer Kameradinnen und Kameraden bewusst. Die Unglaublichkeit des Sterbens ihrer Freunde und Freundinnen findet in einigen Erzählungen Ausdruck:

„I actually have lost more than one friend from mortar fire, you know. I mean they think that.. if you don't leave the base you're safe, but one of my friends.. we used to eat mid-rats which is like if you work an overnight shift it's like lunch. And I was walking to mid-rats with him (...) and a mortar came and killed my friend. And it knocked me unconscious inside of there and the only reason why I lived through is cause I was inside of there and he wasn't and he died. The kid never left base once. He was in Iraq for raid once and he never even left base. He died cause of that.“ (E., II, Z 79-89)

Die Auswirkungen des Krieges auf die Soldaten und Soldatinnen dient den GesprächspartnerInnen als weitere Bestätigung für die Sinnlosigkeit des Krieges.

Die GesprächspartnerInnen sind jedoch auch selbst von den Folgen des Krieges betroffen. Militärischer Dienst und Kasernierung bringen verhaltensrelevante Einstellungen hervor, die

so tief internalisiert werden, dass sie auch nach der Entlassung des Soldaten bzw. der Soldatin fortwirken. Die Rückkehr aus dem Krieg wird als sehr schwierig beschrieben. Obige Interviewausschnitte verdeutlichen die häufig geschilderte Beschreibung, dass Soldaten und Soldatinnen sich nach dem Krieg selbst als einen anderen Menschen begreifen. Die Totalität der Institution Militär, von Z. „wie ein Gefängnis“ beschrieben, macht es den Soldaten und Soldatinnen schwer, sich nach dem Verlassen dieser Institution wieder in die Gesellschaft zu integrieren. D. übertrug die Erwartung militärischer Verhaltensweisen auf die Zivilbürgerinnen und -bürger (z.B. Menschen stehen im Supermarkt unkoordiniert an der Kassa an und nicht geordnet in Reih und Glied). Die Gewohnheiten und Notwendigkeiten aus dem Krieg werden häufig im zivilen Alltag übernommen. Durch das Tragen von Schusswaffen fühlte sich Z. auch in der Heimat vor feindlichen Angriffen geschützt. Das heldenhafte Gefühl des Kampfes und der Eindruck der machtvollen Position, die Soldaten und Soldatinnen im Krieg innehaben, können auch nach der Heimkehr aus dem Krieg aufrecht bleiben. Dies drückte sich bei F. unter anderem durch aggressives Autofahren aus. Durch seine machtvolle Position im Irak gewöhnte er sich an ein Herrschafts- oder Besitzdenken über die Straße. Als „Besitzer“ der Straße stellt er die Regeln auf und bestimmt, was man tun darf. Führen Autos zu nahe von hinten an sein Auto heran, fühlte er sich bedroht und reagierte reflexartig, indem er das Lenkrad herumriss oder auf die Bremse stieg. Im Irak ist Vorsicht geboten, wenn Autos zu nahe kommen, da sie mit Autobomben versehen sein und explodieren können. Durch diszipliniertes „Überholen-Lassen“ und Einschalten des Tempomats kann er sein unangemessenes Verhalten überwinden. Eine vulgäre, frauenfeindliche Sprache ist ein anderes Überbleibsel aus dem Leben im Krieg und Militär, das F., der in einer reinen Männertruppe diente, lange nicht ablegen konnte. Er vertrat dabei die Einstellung, durch seine heldenhaften Erfahrungen im Kampf zu allem berechtigt zu sein: *“I am so awesome that I can say whatever I want because I’ve been to combat.”* (F., I5, Z 635-536)

Aggressivität, Ungeduld, die Schwierigkeit anderen Menschen zu vertrauen, gesteigerte Sensibilität gegenüber bestimmten Geräuschen, Gerüchen oder Temperaturen, Albträume, Schreien im Schlaf, Flashbacks, Simulationen von Kampfhandlungen (z.B. in Deckung gehen) und Zurückgezogenheit wurden von den Veteranen beschrieben, die an PTSD leiden (E., Z. und F.).

E. leidet unter den massiven gesundheitlichen Folgen des Krieges und lebt mit den Auswirkungen einer Vergiftung durch abgereichertes Uran, das im Irakkrieg von

amerikanischer Seite zum Einsatz kam¹⁷. Chronische Schmerzen und die Nebenwirkungen starker Schmerzmittel erschweren seinen Alltag. E. hat einen Suizidversuch hinter sich und hat fortwährend Suizidgedanken. Den Freitod zu wählen könnte aus seiner Sicht neben der Beendigung seiner ständigen Schmerzen auch als Sühne für die Opfer der eigenen Tat fungieren. Erleichterung bieten ihm derzeit nur Massagen, jedoch werden die Kosten von der Gesundheitsfürsorge für Veteranen und Veteraninnen nicht gedeckt. E. prognostiziert sich selbst einen frühen Tod. Er ist der vom Krieg am schwersten gezeichnete Veteran, der im Rahmen dieser Forschung interviewt wurde. Tätowierungen symbolisieren den tiefen Einschnitt, den Militär und Krieg in seinem Leben und seinem Körper hinterlassen haben¹⁸:

„This is a straight razor with the American flag on it and the straight razor is symbolic and really cut deep. The military cut me pretty bad.. so I got that to kind of help to heal that cut....“ (E., II, Z 347-349)

In diesem Zitat werden die psychischen Verletzungen des Soldaten E. deutlich. Zum Zeitpunkt des Interviews litt E. außerdem unter seiner prekären finanziellen Situation, war arbeitssuchend und verschuldet. In den autobiographischen Zeugnissen wird die Schwierigkeit deutlich, nach der Entlassung aus dem Militär Arbeit zu finden. Die im Militär erlernten Fähigkeiten seien am Arbeitsmarkt wenig gefragt und so bleibe oft nur der Job als Tellerwäscher oder Wachmann. Frustriert formuliert V. seine einzigen Möglichkeiten:

„I actually went to the recruiting office and said “Hey, Sergeant so and so said he was gonna hook me up with a great job when I got home. Where is this guy?” He’s like “He’s reservist”. And I finally found him, he was a manager at a Denny’s and I called him and he offered me a job washing dishes – and I took it because that’s what I could find. If I want to be a genitor or shine boots or kill people, I can do all of those things really really well. (...) In the civilian world I am not able to submit an application to be a hitman, to be a murderer. There is no jobs for that. So if I wanna if I wanna polish flours, clean toilets or kill people, I’m ready to find a great career path.“ (V., IV, Z 521-534)

Der totalitäre Charakter der Institution Militär (vgl. Goffman 1977) wird in den Erzählungen von F. deutlich, der seinen neuen Freiheiten nach seiner Entlassung ängstlich entgegenblickt. Er schildert, wie er sich trotz der Bitte seiner Frau zunächst weigern wollte, das Militär zu verlassen:

¹⁷ <http://ivaw.org/resources/depleted-uranium>, Stand: 2.10.2011

¹⁸ Zur Bedeutung von Tätowierungen auf den Körpern von Veteranen und Veteraninnen wird an dieser Stelle auf Kapitel 5.4.3. verwiesen.

“...this is what I’ve been doing all my life. This is what I know, I’m not getting out of the army, I am scared. You know, at first of course, being a man, I’m not gonna admit that I’m scared. (...) I’m still nervous, but I’m very excited at the same time. I’m nervous because I know I’m gonna go from constant every day, I get up at this time and I come home at this time to where I get up at this time and well, I may not or may have a job to come home from so maybe I’ll stay home today and I don’t have a pay check. So it is pretty scary, but at the same time you know what, I have that choice. I won’t be in that dictatorship anymore. I’ll be in a democracy.” (F., I5, Z 939-951)

Die Totalität des Systems wird durch ihre Abgeschlossenheit, den streng geregelten Tagesablauf und das Befolgen von Regeln deutlich. Das Leben in der Zivilgesellschaft bedeutet für F. ein Leben mit Wahlmöglichkeiten, in der er seine eigenen Entscheidungen treffen muss. Auch auf das Ablegen der militärischen „Identitätsausrüstung“ (Goffman 1977: 26) nimmt F. Bezug:

“F.: It’s gonna be very strange being around family and friends, not having to wear this stupid tan T-shirt and the digital pattern crap.

I: Yeah, so it must be weird to have freedom again then.

F.: It is. Um, it’ll be nice though. You know, honestly, the thing that I look forward to most – is having hair.” (F., I5, Z 954-958)

4.4 Bewältigungsstrategien

Dass nicht nur politische Ideologien für den Kampfgeist der Soldaten und Soldatinnen ausschlaggebend sind, sondern dass der Soldat bzw. die Soldatin für seine Kameradinnen und Kameraden kämpft, ist seit Stouffer (1949) hinreichend bekannt. Durchhaltefähigkeit und Tötungsbereitschaft basieren auf der Liebe zu den Kameradinnen und Kameraden in der Kampftruppe, die der Soldat bzw. die Soldatin beschützen und die er oder sie nicht im Stich lassen will. Jedoch, so stellte sich bei der Analyse vorliegender Interviews heraus, hat die militärische Ideologie, der Glaube an die Ziele des Krieges eine weitere wichtige Funktion: Sie vermitteln dem Soldaten bzw. der Soldatin einen Grund, eine Rechtfertigung für ihre kriegerischen Handlungen. Hierbei geht es nicht darum, was den Soldatinnen und Soldaten den entsprechenden Kampfgeist während des Krieges verleiht, sondern welche Ideologie, welcher Glaube sie nach ihrer Rückkehr aufrecht erhält.

Die Beteiligung an einem Krieg erfordert eine Rechtfertigung. Kann die militärische Ideologie nicht mehr als Legitimation der kriegerischen Handlungen dienen, werden andere Strategien herangezogen, um den Umgang mit der eigenen Schuld bewältigen zu können. Die Interviewten wenden unterschiedliche Methoden an, um mit ihrer Teilnahme an dem als unrecht empfundenen Krieg umzugehen.

4.4.1 Militärideologie

I: „*Would you like to have known all that before?*“

Z.: „*...War is unpredictable so naah cause I felt like this the more you know, the more you don't wanna do certain things, you know.*“ (Z., I2, Z 638-640)

Obiges Zitat ist wahrscheinlich das entscheidende Grundgerüst, welches Soldatinnen und Soldaten überhaupt ermöglicht, in einem Krieg zu kämpfen. Die militärische Ausbildung muss es schaffen, die Kämpferinnen und Kämpfer so zu trainieren, dass sie im Stande sind, die militärische Ideologie als Schutzhülle zu benutzen. Es wirkt so, als würde Z. an seinem militärideologischen Schutzmantel deshalb so stark festhalten, weil er sich ohne diesen Schutz noch weitaus schwerwiegenderen Fragen und Tatsachen stellen müsste. Seine Erzählungen über den Kriegseinsatz im Irak beginnt er mit seinen schrecklichsten Erlebnissen:

„I've seen some pretty wild stuff. I've seen comrades being killed right in front of me. It didn't make a difference. I've seen comrades blown up. I've seen them shot to death, I've seen innocent civilians shot to death, I've seen torture chambers (...) I've seen a lot.“ (Z., I2, Z 287-298)

Die gesehenen und mitunter verursachten Grausamkeiten müssen in irgendeiner Form verarbeitet werden. Ist der Veteran bzw. die Veteranin noch immer eng mit der militärischen Ideologie und ihren Werten verbunden, können Patriotismus und/oder Gefühle von Pflicht und Ehre (duty and honour) als Rechtfertigung herangezogen werden. Nach dem Motto „*you gotta do what you gotta do*“ (Z.) erfahren die eigenen Handlungen eine Rechtfertigung durch den Befehlsgehorsam. Die Verantwortung lastet somit nicht mehr auf einem selbst, sondern auf den übergeordneten Strukturen des Militärs, ein kleiner Teil dessen man nur ist. Somit kann auch der Glauben an das Militär und an die Legitimität des Krieges wie eine Therapie wirken. Die Interviewten beschrieben, dass Krieg anders sein würde, als man sich ihn vorstellt, und dass man sich nicht darauf vorbereiten könne. Besonders schwerwiegende Kriegserlebnisse stellen alles in Frage und können den militärischen Glauben erschüttern. Wenn das ideologische Konstrukt zusammenkracht, hat dies sowohl für das Militär als auch für das Individuum schwerwiegende Auswirkungen. Jene, die stark in einer militärischen Ideologie verankert sind, setzen sich mit schwerwiegenden Gewissensfragen weniger auseinander als jene, die an ihrer militärischen Einstellung zweifeln oder diese revidiert haben. Kann die Militärideologie vor psychischen Verletzungen keinen Schutz mehr bieten, müssen sich Soldaten und Soldatinnen andere Bewältigungsstrategien zurechtlegen, um ihre Teilnahme am Krieg zu legitimieren oder zumindest damit umgehen zu können. Im

nachfolgenden Abschnitt werden die Bewältigungsstrategien der Interviewten näher beschrieben.

4.4.2 Bewältigungsakte vor Ort

Das System des Militärs ist auf der rigiden Einhaltung seiner Regeln aufgebaut. Die Anerkennung militärischer Disziplin ist jedoch nicht immer erfolgreich. Die soziale Kontrolle, die das widerspruchslose Ausführen von Befehlen sicherstellt, scheitert dann, wenn der Glaube an ihre Legitimität nicht gegeben ist (vgl. Lepsius 1997: 366). Diese Legitimität kann sich nicht nur auf einzelne Handlungen beziehen, sondern auch auf die dem Krieg übergeordneten Ziele. Wertediskrepanzen und das Gefühl, dem Militär nicht angehören und sich am Krieg nicht beteiligen zu wollen, können durch verschiedene Formen von Widerstand ausgedrückt werden. D. widersetzte sich einer eintägigen Dienstverpflichtung, was ohne Konsequenzen blieb. Destruktives Verhalten richtet sich auch gegen militärische Gegenstände. Während V. einen Stapel Militäruniformen verbrannte, zerstörte E. einen Helm nach dem anderen:

„...at that time I hated the Army and I would do every little thing that I could to fuck with the Army.. so I would take my helmet and scrape it up a wall inside these concrete barriers that are set up in case a mortar comes in here we're supposed to run into them.... I would scrape my helmet so they would have to give me a new one...“ (E., II, Z 82-86)

Das Einhalten der Regeln und Befolgen der Befehle wird durch Strafen (z.B. Liegestütze) und unberechenbare Machtausübung Ranghöherer gesichert. F. bezeichnet das Militär als „Diktatur“ und bescheinigt höheren Dienstgraden eine geringere Intelligenz. Man müsse immer damit rechnen Beleidigungen oder unfreundlichen Tadel zu hören zu bekommen. Eine Schikane, die dann zunimmt, wenn man sich unangepasst verhält.

D. verwehrte sich der Gewohnheit, Iraker und Irakerinnen mit abwertenden Schimpfwörtern zu bezeichnen. Haji, Towel Head, Rag Head oder Camel Jockey sind unter den Militärs gebräuchliche Bezeichnungen für Iraker und Irakerinnen. Sie dienen der Dehumanisierung der Feinde, werden jedoch auch häufig aus Gedankenlosigkeit verwendet. Daraufhin schloss sich D. einer „Gegenbewegung“ einzelner Militärangehöriger an, die sich darum bemühte, diese Begriffe nicht mehr zu verwenden und andere darauf aufmerksam zu machen.

Das eigenständige, nicht regelkonforme Handeln der GesprächspartnerInnen bezeugt, dass trotz der Totalität der Institution Militär kleine Möglichkeiten des Aufbegehrens genutzt werden. Militärische Sozialisierung funktioniert demnach nicht immer reibungslos, eine Eigenständigkeit der soldatischen Individuen ist dennoch vorhanden. Militärische Werte wie

Ehre und Respekt können bewusst verletzt werden. Bei den militärtreueren Befragten konnten keine unangepassten Handlungen eruiert werden. Der Glaube an die Ziele des Krieges, der durch Militärpropaganda forciert werden kann, und eine starke Bindungen an die militärische Institution und ihre Werte können Akte des Widerstands demzufolge am besten verhindern.

4.4.3 Tätowierungen als Bewältigungsakt

*„and this with the broken rifles, it says ‘never again’, that’s for everything I did.“
(E., II, Z 342-343)*

Militärische Tätowierungen fungieren als Erkennungsmerkmal für die Zugehörigkeit zum militärischen Milieu, dem Berufsstand der Kriegsveteranen oder der Deserteursbewegung, und markieren eine Abgrenzung zu nichtmilitärischen Personen. Im Rahmen der Forschung wurde beobachtet, dass viele Veteraninnen und Veteranen Tätowierungen als Ausdrucksmöglichkeit nutzen und dabei häufig kriegsrelevante Motive wählen. Als Fixierung der eigenen Schuld verbunden mit dem Versprechen, nie wieder derartiges zu tun, dient E. eine Tätowierung, die ein in zwei Teile gebrochenes Gewehr darstellt. In zwei Teile gebrochene Gewehre sind ein beliebtes Symbol bei Anhängerinnen und Anhängern der Widerstandsbewegung. Flaggen, Patronenkugeln, Totenköpfe, patriotische Phrasen, der Schriftzug „Vet“ für Veteran oder Soldatensilhouetten werden zur Erinnerung oder als Mahnmal unauslöschlich auf den Körper übertragen. Als Mittel nichtsprachlicher Kommunikation überliefern Tätowierungen Trauer, Freude, Sieg oder Niederlage. Eingeschriebene Schuldgefühle sind wie eine Brandmarkung und werden bewusst für alle sichtbar über den Körper nach außen getragen. Dies kann als Aufforderung an die Bevölkerung verstanden, dem für sie erbrachten Opfer ins Auge zu blicken¹⁹. Das Bedürfnis,

¹⁹ Das Gedicht „Hands“ der ehemaligen Scharfschützin Robynn Murray, die ich auf einer IVAW-Convention persönlich kennengelernt habe, drückt diesen Gedanken eindringlich aus. Ein Teil des Gedichtes wird hier wiedergegeben:

(...)

My hands have held my nieces and nephews.
My fingers have been on the trigger of a gun
pointed at another human being.

They are bitten fingernails and rough palms.
They are tattooed with a story of war, regret, yet pride.
My knuckles read "Vet" to show the world the sacrifice
I made for you. To show you I would have died for you.
I want everyone to know.

I have broken rifles that are so much more than pictures to me.
They represent my guilt, my disenchantment for the army

etwas in seinen Körper einzuschreiben, das sich auch in die Seele eingeschrieben hat, drückt einmal mehr die Präsenz starker Emotionen aus. Vor allem in Hinblick auf F., dessen Patriotismus an seinem Körper Ausdruck findet, stellen die eingeschriebenen Schuldgefühle von E. einen spannenden Kontrast dar. F. trägt amerikanische Flaggen und militärische Symbole, wie das V-förmige Rangabzeichen (Chevron) des Sergeants zur Schau, an denen man seine tapferen Heldentaten ablesen kann:

“I have a lot of tattoos; I have a whole lot of tattoos. Yeah. As a matter of fact, this one here, it’s got the Sergeant’s stripes, like our rank. This whole arm is nothing but all patriotic tattoos, flags and, you know, all that good stuff. That takes up my whole arm from shoulder all the way down to right there.” (F., I5, Z 1143-1150)

Die Tätowierungen beider Veteranen werden auch als Mittel zur Artikulation von politischen Standpunkten verwendet, was ihre hohe persönliche Involvierung verdeutlicht (vgl. Hainzl/Pinkl 2003: 53f).

4.4.4 Verschwörungstheorien

„I believe of 9/11 being an inside job. That it was staged by our government. I believe that it was a psychological attack. Uhm...staged by the Bush White House to trick us and to direct us into the war.“ (V., I4, Z 742-747)

V. ist Anhänger der 9/11-Verschwörungstheorien, die davon ausgehen, dass die Anschläge des 11. September 2001, die offiziell dem Terrornetzwerk al-Qaida zugeschrieben werden, als Vorwand für den Einmarsch in den Irak von der amerikanischen Regierung selbst verursacht wurden. Durch diese psychologische Kriegsführung konnte die Bevölkerung auf einen Krieg eingestimmt werden, der in Wirklichkeit Macht- und Wirtschaftsinteressen diene. Die Angelpunkte dieser Theorie konzentrieren sich auf scheinbare Ungereimtheiten. Unter anderem gehen die sogenannten „9/11 Truther“, als welcher sich auch V. sieht, davon aus, dass das World Trade Center durch eine kontrollierte Sprengung zum Einsturz gebracht wurde, da die Feuer infolge der Flugzeugeinschläge die Stahlträger alleine niemals hätten schmelzen lassen können. Auch das von den Flugzeugen nicht getroffene Gebäude 7 des World Trade Centers wäre gezielt gesprengt worden. Ins Pentagon wäre statt einer Boing 757

and most of all that I wish to never have my hands on any trigger or gun that could claim the life of another human being.

-Robynn Murray

<http://www.warriorwriters.org/Artists/RobynnCW.html>, Stand: 1.10.2011

eine Cruise Missile geflogen und der United Airlines-Flug 93 wäre in Wahrheit abgeschossen worden.²⁰

Der Glaube an Verschwörungstheorien hilft V. über den erlittenen Kontrollverlust durch die Beteiligung an einem als unrecht empfundenen Krieg hinwegzukommen und Antworten auf die ungeklärte Frage nach den Motiven des Krieges zu finden. Verschwörungstheoretische Deutungen können als Ausweg und Versuch der Bewältigung verstanden werden, wenn Menschen die Kontrolle über eine Situation verloren haben. Haben Menschen das Gefühl, einer Situation hilflos ausgeliefert zu sein, können Verschwörungstheorien auf der Suche nach Halt eine scheinbare Ordnung ins Chaos bringen. Verbindungen und Muster werden auch dann gesehen, wenn es eigentlich gar keine gibt (vgl. Whitson/Galinsky 2008). Vor dem Hintergrund spezifischer Weltbilder, Sinn- oder Wirklichkeitskonzepte kann eine Verschwörungstheorie plausible Erklärungen und somit ein Gefühl der Sicherheit vermitteln. Der Soziologe Andreas Anton verwendet für die nicht wissenschaftlich begründeten Annahmen den Begriff Alltagstheorien, die als Anpassung an sich verändernde Umstände entwickelt werden. Die breite Popularität der verschwörungstheoretischen Deutungen zu den Anschlägen von 9/11 lässt sich dadurch erklären, dass eine breite Anschlussmöglichkeit an bestehende Ressentiments gegeben ist (vgl. Anton 2011). Alternativdeutungen bieten konkretere und „sinnvollere“ Erklärungen für die komplexen Vorgänge von 9/11, als es die wissenschaftlich anerkannte Wirklichkeitsbetrachtung vermag. Die fehlende Ordnung und das Gefühl des Kontrollverlusts durch die enttäuschenden Erlebnisse im Militär und die Realität des Krieges können durch verschwörungstheoretische Alltagstheorien wieder ins Gleichgewicht gebracht werden.

4.4.5 „Ich hatte Glück“

*„I totally understand, when people self medicate, and you know the untold number of war casualties from this veteran suicide rate – that could be me. Just as easily. So ahm I feel sorry for those soldiers and those families (...) I am lucky that I don't have to wake up with nightmares and stuff. I'm not any different from that soldiers that do. It's not that I am good and they are bad. I am lucky and they were less lucky.“
(V., 14, Z 375-401)*

Alle Befragten verweisen auf andere Veteranen und Veteraninnen, denen es schlechter ergangen sei als ihnen selbst. Dadurch entsteht das Gefühl, noch einmal davongekommen zu

²⁰ Im Internet sind zahlreiche Homepages 9/11-Verschwörungstheorien gewidmet, u.a. <http://www.911truth.org>, <http://911proof.com> oder <http://patriotsquestion911.com>, Stand: 30.09.2011

sein. Der Vergleich der eigenen Situation mit der anderer Veteranen und Veteraninnen lässt sie zu dem Schluss kommen, Glück gehabt zu haben, sich glücklich schätzen zu können. Eine positive Sichtweise, die sich auch auf die betreffende Person positiv auswirkt. Vor allem D., die sich auf die positiven Aspekte ihrer Kriegserfahrungen konzentriert, kommt mit dieser Einstellung gut zurecht. Das eigene Schicksal wird durch das Leid der anderen leichter erträglich. Alltägliches wieder schätzen zu können, neue Prioritäten im Leben zu finden und die Annahme des Krieges als eine erfolgreich gemeisterte Herausforderung geben neuen Antrieb und Lebensmut. Das traumatische Lebensereignis Krieg kann durch diese Betrachtungsweise als Chance gesehen werden, die wichtige Lebenserfahrungen oder neue Berufsperspektiven bietet.

4.4.6 Aktiver Widerstand gegen den Irakkrieg

„Cause if I didn't have IVAW.. then I would have just taken a bottle of my pills a long time ago“ (E., II, Z 229-230)

Wird Widerstand gegen den Irakkrieg durch das Engagement in einer Anti-Kriegs-Organisation ausgelebt, drückt sich dieser durch das Besuchen von Veranstaltungen, das Halten von Reden, Deserteursberatung oder das aktive Abwerben von potentiellen Interessenten und Interessentinnen des Militärs aus. Die größte Anti-Kriegs-Organisation für Irakkriegsveteraninnen und -veteranen ist IVAW – Iraq Veterans Against the War²¹. E. war an der Gründung der IVAW-Gruppe in Washington D.C. beteiligt, die nun die größte des Landes ist.

Die Widerstandsbewegung lebt von dem Gedanken, durch unterschiedliche Aktionen (Demonstrationen, Proteste, Information etc.) etwas verändern zu können und geht damit gezielt an die Öffentlichkeit. Die angestrebten Veränderungen sind der Rückzug der amerikanischen Truppen aus dem Irak, Entschädigungszahlungen für entstandene menschliche Verluste und strukturelle Schäden, um der irakischen Bevölkerung das Recht auf Selbstbestimmung zu ermöglichen, sowie kostendeckende Gesundheitsfürsorge und Sozialleistungen für die zurückgekehrten Veteraninnen und Veteranen.²² Die Mitglieder fühlen sich für die verursachten Schäden des Irakkrieges verantwortlich und wollen ihren Beitrag dazu leisten, diese Schäden zu beheben.

²¹ In Kapitel 4.2.2. wurde diese Organisation bereits eingehend beschrieben.

²² <http://ivaw.org/mission-and-goals>, Stand: 26.09.2011

Eine kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Schuld ist innerhalb der Widerstandsbewegung möglich. Die Reflexion über Strukturen und Ursachen des Irakkriegs und das Hinterfragen militärischer Ideale erlauben das Eingestehen von Mitschuld und den Vorsatz, zukünftig anders zu handeln. E., der gegen sein Gewissen gehandelt hat, weil er nicht desertiert ist, sondern sich am Krieg beteiligt hat, ist durch seine Vorbilder, die er durch die Organisation IVAW kennengelernt hat, gestärkt und hat nun den Mut, ausschließlich nach seinem Willen zu handeln:

„I’m never gonna violate my conscience again. Cause that’s a big thing to me that I see a lot of people do and they violate their conscience. And they know something’s wrong but do it anyway. And I won’t do it anymore. If I feel like something’s wrong, I’m not gonna do it, I don’t care what the consequences are. There is nothing they could do to me anymore. I just don’t care about stuff like that anymore.“
(E., II, Z 312-316)

Auch die Zukunftsvorstellungen des in der Widerstandsbewegung engagierten E. sind engagiert. Er wünscht sich eine Arbeit mit idealistischem Hintergrund:

„I’ve been going to these job interviews, cause I was really broke, had no money and I wanted a job, and I keep telling these job interviewers ‘I don’t wanna work for a company, I wanna work for a cause.’ And a lot of people don’t get that, but when I come around here, and I’m around IVAW they get that. I don’t wanna go work and pack groceries for some company, or even high-end the groceries, you know, I don’t want that, make some company rich. I wanna work for a cause, I wanna work for homeless veterans or do something that makes a difference in the world. Once you do this type of work it’s hard to go back to something that’s not meaningful.“
(E., II, Z 154-161)

Aus dem Interviewausschnitt geht sowohl die Sinngebung durch soziale Arbeit hervor als auch die Geborgenheit durch das Arbeiten mit gleichgesinnten Idealisten und Idealistinnen, die ähnliche Ziele und Anschauungen vertreten. Veteranen und Veteraninnen haben häufig das Gefühl, nicht verstanden zu werden, ihre Kriegserlebnisse mit niemandem teilen zu können. Durch den Austausch mit Gleichgesinnten erfährt der Veteran bzw. die Veteranin emotionale Unterstützung und Halt. Eine VeteranInnengruppe bietet die Möglichkeit, sich auszutauschen und Freundschaften mit Menschen zu schließen, die einen ähnlichen Erfahrungshintergrund teilen.

Eine weitere Form der Aufarbeitung sind Reisen in den Mittleren Osten, um dort der einheimischen Bevölkerung zu helfen. Um Iraker und Irakerinnen kennenzulernen, hat E. nach dem Krieg privat in irakischen Flüchtlingslagern in Jordanien und Syrien gearbeitet. Seinen Freiwilligendienst bezeichnet er auch als Versuch einer Entschuldigung dafür, dass er einst gehofft hat, Iraker und Irakerinnen zu töten und ihre Kultur zu zerstören.

Das Engagement in der Widerstandsbewegung wird klar von pazifistischen Friedensbewegungen abgegrenzt. Keiner bzw. keine der Befragten bezeichnet sich selbst als Pazifist oder Pazifistin. Die geäußerte Kritik beziehen die Interviewten ausschließlich auf den Irakkrieg, an dem sie selbst beteiligt waren. Krieg und das Töten von Menschen können unter bestimmten Umständen und Gründen gerechtfertigt sein.

4.4.7 Engagement für andere Veteraninnen und Veteranen

Häufig wurde in den Interviews die Sorge um andere Veteranen und Veteraninnen formuliert sowie ein Bedürfnis, sich für diese zu engagieren. Das Engagement für andere kann als Sinnstiftung verstanden werden, da ein Gefühl des Gebrauchtwerdens den Heilungsprozess fördern kann. Die GesprächspartnerInnen engagieren sich auf unterschiedliche Weise: E., D. und V. sind Mitglieder der Organisation IVAW und Teil einer Widerstandsbewegung. D. möchte sich nach ihrem Studium der Sozialarbeit beruflich für Veteranen und Veteraninnen mit PTSD oder Military Sexual Trauma engagieren und spricht von der Notwendigkeit den Dialog zwischen US-ZivilistenInnen und VeteranInnen zu fördern. F. möchte wie seine Frau an seiner Universität eine Gruppe für ehemalige Soldaten und Soldatinnen gründen.

Durch ihr soziales Engagement können die jungen Veteraninnen und Veteranen ihr ExpertInnenwissen und ihre Fähigkeiten einsetzen, die in anderen Berufen häufig nicht gefragt sind. So kann die Kriegserfahrung zur wertvollen Ressource werden, die neue Berufsperspektiven ermöglicht. Das TIME Magazine präsentierte unter dem Titel „The New Greatest Generation“ einige Beispiele erfolgreicher Veteraninnen und Veteranen, die sich ihre Führungkenntnisse zu Nutze machten und ihre eigene Organisation gründeten²³. Für patriotische Veteraninnen und Veteranen kann dies eine weitere Möglichkeit sein, den Dienst am Vaterland auch ohne das Militär, aber im besten Sinne militärischer Werte, fortzuführen. „We’ve led America in combat overseas, and we’re ready to lead at home,” wird der Gründer der größten Organisation für Irak- und Afghanistan-Veteranen, IAVA (Iraq and Afghanistan Veterans of America), Paul Rieckhoff, zitiert (vgl. Klein 2011). Die Berichterstattung über erfolgreiche Veteraninnen und Veteranen wurde von der Organisation IAVA als wertvoller

²³ Die Organisation Hire Heroes USA von Brian Stann (www.hireheroesusa.org) unterstützt Irak- und Afghanistan-VeteranInnen bei der Jobsuche. Das von Tim Fortney, Howard "Ford" Sypher und Rich Young gegründete Team Rubicon (<http://teamrubiconusa.org>) stellt ein Team aus erfahrenen VeteranInnen für Katastropheneinsätze im Ausland bereit. John Gallina und Dale Beatty gründeten die Organisation Purple Heart Homes (www.purplehearthomesusa.org), die Häuser für körperlich geschädigte VeteranInnen baut.

Beitrag zum Diskurs über die neue VeteranInnengeneration verstanden, die ihre Errungenschaften als wenig anerkannt empfindet²⁴.

4.4.8 Fazit

Die befragten VeteranInnen verarbeiten ihre Kriegserlebnisse auf unterschiedliche Art und Weise. Die im Laufe des militärischen Trainings geformte soldatische Persönlichkeit soll die Kombattantinnen und Kombattanten vor Gewissensfragen schützen. Das System des Befehls-Gehorsams ermöglicht es, die eigene Verantwortung an eine Autorität abzutreten. Enttäuschende oder traumatisierende Kriegserlebnisse können dieses System ins Wanken bringen. Schlägt die Einstellung der Befragten gegenüber dem Krieg in eine ablehnende Haltung um, müssen die Soldatinnen und Soldaten ihre eigene Teilnahme vor sich selbst rechtfertigen und erklären. Tätowierungen, Verschwörungstheorien, Aktivismus in der Widerstandsbewegung, das Engagement für andere Veteraninnen und Veteranen oder die Sichtweise, Glück gehabt zu haben, stellten sich als alternative Bewältigungsstrategien heraus, wenn das militärdeologische Konstrukt nicht länger angewandt werden kann. Sie dienen den Befragten als Sinnstiftung, bieten Halt und eine neue Ordnung. Diese Bewältigungsstrategien können einerseits die anfängliche Kriegsbegeisterung der Soldatinnen und Soldaten erklären und rechtfertigen (sie wurden durch Kriegspropaganda getäuscht und konnten nicht anders), bieten einen positiven Zugang mit den Erlebnissen umzugehen (man ist trotz allem noch gut weggekommen) und geben neue Lebensinhalte und -aufgaben. Das traumatische Lebensereignis Krieg kann durch diese entwickelten Techniken und Betrachtungsweisen bewältigt werden.

Es ist vorstellbar, dass auch kriminelles Verhalten als Coping-Strategie zu werten ist (vgl. dazu das Kapitel 3.4.3., Delinquente Veteraninnen und Veteranen). Ebenso kann der Missbrauch von Drogen und Alkohol ein Versuch sein, traumatische Kriegserlebnisse zu verdrängen. Die von den Befragten häufig erwähnte Suizidproblematik ist für einige Veteranen und Veteraninnen auf der vergeblichen Suche nach einer Bewältigung der Kriegstraumata die letzte Möglichkeit.

²⁴ IAVA-Reaktionen auf den TIME-Artikel: <http://iava.org/faces-next-greatest-generation>, Stand: 30.09.2011

5 Beantwortung der Forschungsfrage

THE WOMAN I USED TO BE²⁵

*I remember the woman I used to be the way I remember my best friend from eighth grade.
I miss her and wish like hell we could be together the way we used to be.
We knew each other better than anyone else.
There are still things I have forgotten and I don't think I will ever get them back.*

*I have PTSD - there I said it.
I know it mostly sounds like Alzheimer's, but that's not it.
I am not merely forgetful of my old self.*

My old self was destroyed.

*Some people get to grow out of things and change over time,
but the person who was closest to me...
myself...
was taken unexpectedly.*

- Chantelle Bateman

Diese Forschung hat die berührenden Schicksale fünf junger Menschen offen gelegt. Eine wissenschaftliche Arbeit ist vielleicht nicht die beste Darstellungsmethode, um die Erfahrungen dieser jungen Männer und Frauen begreifbar zu machen. Aus diesem Grund findet sich obenstehend ein Gedicht von Chantelle Bateman, die ich auf Convention der Veterans For Peace in Washington D.C. kennengelernt habe. Das Gedicht ist eine Antwort auf die Frage nach den Auswirkungen von Krieg und Militär. Krieg verändert Soldaten und Soldatinnen grundlegend. Die Person vor dem Krieg existiert nicht mehr.

Mein persönlicher Anspruch war es, das Denken und Handeln von Soldaten und Soldatinnen begreifbar zu machen. Die Menschen, die ich während meines Forschungsaufenthaltes in den USA kennengelernt habe, haben mir ein breiteres Verständnis für das System des Krieges ermöglicht. Man könnte diese Forschung als Bestätigung für die Bedeutung militärischer Propaganda und Ausbildung heranziehen. Die Idealisierung und Inszenierung des militärischen Lifestyle, die Fokussierung auf den unmenschlichen Feind, die Totalität der militärischen Institution, die Kriegspropaganda zur Verschleierung der eigentlichen, viel weniger edlen Ziele – diese Bemühungen machen im Angesicht der Reaktionen von Soldaten und Soldatinnen, bei denen das ideologische Konstrukt ihre Wirkung verloren hat, durchaus

²⁵ <http://www.warriorwriters.org/Artists/ChantelleV.html>, Stand: 3.10.2011

Sinn. Zu Beginn der Forschung wurde die Frage gestellt, inwieweit die Sozialisation im Militär die Resozialisierung der Soldaten und Soldatinnen in der Zivilgesellschaft beeinflusst. Basierend auf den Ergebnissen dieser Forschung kann man die Theorie aufstellen, dass eine fehlgeschlagene militärische Sozialisation für die Soldaten und Soldatinnen weitreichendere Auswirkungen hat. Militärischer Gehorsam und Disziplin schützen den Soldaten bzw. die Soldatin vor unangenehmen Gewissensfragen. Je weniger der Soldat bzw. die Soldatin weiß, desto besser ist es nicht nur für das Militär, sondern auch für ihn und sie selbst – es sei denn, er oder sie legt sich eine andere Ideologie zurecht, mit der seine bzw. ihre Handlungen verstanden oder gerechtfertigt werden können. Man könnte argumentieren, dass die Wahrheit im Zweifelsfalle immer am besten ist. Für die Soldatinnen und Soldaten, die schlussendlich die Wahrheit erkannt haben, ist es jedoch der härtere Weg.

Prägende Kampferfahrungen, die Reaktionen der Gesellschaft im Heimatland, der lange Aufenthalt in der totalen Institution Militär und ein Gefühl des Verratenseins, verursacht durch das Aufdecken der militärischen Propaganda, stellen dominierende Erlebnisse dar, mit denen sich Veteraninnen und Veteranen nach ihrer Rückkehr auseinandersetzen müssen. Als eine Auswirkung des Krieges leiden viele Veteraninnen und Veteranen an PTSD. Der „zweite Krieg“ (Brown 2008: 2), der auf Soldaten und Soldatinnen wartet, wenn sie nachhause kommen, bezog sich bei den interviewten VeteranInnen zu großen Teilen auf ideologische Anschauungen und Schuldgefühle. Die Diskrepanz zwischen den militärischen Werten auf der einen Seite und den zivilen Werten auf der anderen wurde durch die Rechtfertigungsversuche deutlich, die jene Befragten angewendet haben, die sich für den Tod von Menschen verantwortlich sahen. Die Sozialisation im Militär ist kaum dazu in der Lage, Tötungen zu legitimieren und Schuldgefühle zu verhindern. Es wurde davon ausgegangen, dass militärische Normen und Werte so tief internalisiert werden, dass sie auch nach der Entlassung aus dem Militär fortwirken. William B. Brown nennt die entstehenden Werte-Diskrepanzen einen „Softwarefehler“ (2008: 18). Die „Software“ die während des Militärdienstes „installiert“ wurde, funktioniert in der zivilen Gesellschaft meist nicht. Die durchgeführte Untersuchung brachte zu Tage, dass die Soldatinnen und Soldaten keineswegs passive Maschinen sind, die wie ein Computerprogramm auf Krieg sozialisiert werden können. Typische „Militärpersönlichkeiten“ können nur dann entstehen, wenn der Rekrut bzw. die Rekrutin dies auch zulässt und selbst an die Ziele der Institution Militär und an die Ziele des Krieges glaubt.

Die „Software“ scheint ein äußerst fragiles Konstrukt an dünnhäutigen Ideologien zu sein, das der Realität des Krieges oft kaum standhalten kann. Demnach können einige Soldatinnen und Soldaten ihre Werte-Diskrepanzen schon von Anbeginn nicht überwinden und scheitern nicht an dem Wiedereintritt in die Zivilgesellschaft, sondern an den militärischen Ideologien, die sie nie annehmen konnten oder die, als die Zweifel zu groß wurden, an Bedeutung verloren haben.

Die Geringschätzung der zurückgekehrten Vietnam-Veteraninnen und Veteranen durch die Bevölkerung ist auch auf ein fehlendes Verständnis für die Struktur des Militärs und für die militärische Propaganda zurückzuführen. Die Verantwortlichkeit für einen unrechten Krieg ist zuallererst bei der Regierung des Landes zu suchen. Um die Langzeitfolgen des Krieges möglichst gering zu halten, muss eine adäquate Betreuung der Veteraninnen und Veteranen nach ihrer Rückkehr aus dem Krieg durch das Militär geleistet werden. Es bleibt zu hoffen, dass es den US-amerikanischen Veteraninnen und Veteranen gelingt, ihre physischen und psychischen Verletzungen aus dem Irakkrieg langfristig zu bewältigen und in das zivile Leben zurückzufinden.

6 Quellenverzeichnis

- Al-Hussein, Prinz Zeid Ra'ad Zeid (2005): A Comprehensive Strategy to Eliminate Future Sexual Exploitation and Abuse in the United Nations Peacekeeping Operations.
- Alvarez, Lizette und Dan Frosch (2009): A Focus on Violence by Returning G.I.'s. The New York Times. January 1, 2009,
<http://www.nytimes.com/2009/01/02/us/02veterans.html?partner=permalink&exprod=permalink>, Stand: 01.08.2011
- Anton, Andreas (2011): Unwirkliche Wirklichkeiten. Zur Wissenssoziologie von Verschwörungstheorien. Berlin: Logos Verlag.
- Apelt, Maja und Cordula Dittmer (2007): „Under pressure“ – Militärische Männlichkeiten im Zeichen neuer Kriege und veränderter Geschlechterverhältnisse. In: Bereswill Mechthild, Meuser, Michael und Sylka Scholz (Hg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit, Münster: Westfälisches Dampfboot: 68-83.
- Archer, Dane und Rosemary Gartner (1976): Violent Acts and Violent Times: The Effect of Wars on Post-war Homicide Rates. American Social Review, Vol. 41. (December): 937-963.
- Bahrdt, Hans Paul (1987): Die Gesellschaft und ihre Soldaten. Zur Soziologie des Militärs. München: Beck.
- Bailey, Beth L. (2009): America's Army: Making the All-Volunteer Force. Cambridge: Belknap Press of Harvard University Press.
- Bartjes, Heinz und Eberhard Boley (1995): Zivildienst als Produktionsort modernisierter Männlichkeit. In: Widersprüche H. 56/57, S. 145-160.
- Beck, Birgit (1996): Vergewaltigung von Frauen als Kriegsstrategie im Zweiten Weltkrieg? In: Gestrich, Andreas (Hrsg.): Jahrbuch für Historische Friedensforschung 4, Münster, 34 – 50.
- Bierling, Stephan (2010): Geschichte des Irakkriegs. Der Sturz Saddams und Amerikas Albtraum im Mittleren Osten. München: C.H. Beck Verlag.
- Bourke, Joanna (2000): An Intimate History of Killing. Face-to-Face Killing in Twentieth-Century Warfare. London: Granta.
- Bremner, J. Douglas, Southwick, Steven M, Johnson, David R., Jehuda, Rachel und Dennis S. Charney (1993): Childhood Physical Abuse and Combat-Related Posttraumatic Stress Disorder in Vietnam Veterans. Am J Psychiatry 150:2, February 1993.
- Brown, William B. (2008): Another Emerging „Storm“: Iraq and Afghanistan Veterans with PTSD in The Criminal Justice System. Justice Policy Journal. The Center of Juvenile and Criminal Justice. Volume 5/2.
- Bröckling, Ulrich (1997): Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion. München: Wilhelm Fink Verlag.

- Carafano, James Jay (2008): *Private Sectors, Public Wars. Contractors in Combat – Afghanistan, Iraq, and Future Conflicts*. Westport/Connecticut: Praeger Security International.
- Collins, Randall (2008): *Violence: A Micro-Sociological Theory*. Princeton University Press.
- Creveld, Martin van (1998): *Die Zukunft des Krieges*. München: Gerling Akademie Verlag. Originale engl. Ausgabe 1991.
- Cunis, Reinmar (1968): Rekrutierungsmodelle im demokratischen Gesellschaftssystem. In: König, Renee (Hrsg.): *Beiträge zur Militärsoziologie*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 12. Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag, 122 - 135.
- Dean, Jr. Eric T. (1997): *Shook over Hell. Post-Traumatic Stress, Vietnam, and the Civil War*. Cambridge/London: Harvard University Press.
- Dewey, Larry (2004): *War and Redemption. Treatment and Recovery in Combat-related Posttraumatic Stress Disorder*. Burlington: Ashgate.
- Dittmer, Cordula (2010): Krieg, Militär und Geschlechterverhältnisse. In: Apelt, Maja (Hrsg.): *Forschungsthema: Militär. Militärische Organisation im Spannungsfeld von Krieg, Gesellschaft und soldatischen Subjekten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 87-106.
- Ehrenreich, Barbara (1997): *Blutrituale. Ursprung und Geschichte der Lust am Krieg*. München: Verlag Antje Kunstmann.
- Elter, Andreas (2005): *Die Kriegsverkäufer. Geschichte der US-Propaganda 1917-2005*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elwert, Georg (1997): Gewaltmärkte. Beobachtungen zur Zweckrationalität der Gewalt. In: Trotha, Trutz von (Hrsg.): *Soziologie der Gewalt*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 37., Opladen: Westdeutscher Verlag, 86-101.
- Ender, Morten G. (2009): *American Soldiers in Iraq. McSoldiers or Innovative Professionals?* New York/London: Routledge/Taylor & Francis Group.
- Flick, Uwe (2005): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. 3. Auflage, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Froschauer, Ulrike und Manfred Lueger (2003): *Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme*. Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Geertz, Clifford (1983): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Geyer, Michael (1995): Eine Kriegsgeschichte, die vom Tod spricht, In: Lindenberger, Thomas und Alf Lüdtke (Hrsg.): *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 36-162.
- Goldstein, R.J. (2001): *War and Gender: How Gender Shapes the War System and Vice Versa*. Cambridge University Press.
- Griffith, P. (1989): *Battle Tactics of the Civil War*. New Haven, CT: Yale University Press.

- Grinker, Roy R. und John P. Spiegel (1945): War Neuroses. Philadelphia: Blakiston.
- Grossman, David (1996): On Killing: The Psychological Cost of Learning to Kill in War and Society. Boston: Little, Brown and Company.
- Hafemeister, Thomas L. und Nicole A. Stockey (2010): Last Stand? The Criminal Responsibility of War Veterans Returning from Iraq and Afghanistan with Posttraumatic Stress Disorder. Indiana Law Journal, Vol. 85:87.
- Hagemann-White, Carol (1984): Sozialisation: Weiblich – männlich? Opladen: Leske Verlag + Budrich GmbH.
- Hudson, Heidi (2000): Mainstreaming Gender in Peacekeeping Operations: Can Africa Learn from International Experience? In: African Security Review 9. 18-33.
- Hainzl, Manfred und Petra Pinkl (2003): Lebensspuren hautnah. Eine Kulturgeschichte der Tätowierung. Sonderausstellung. Wels: trod.ART Verlag.
www.akzept.org/newsletter/Taetowierung.Piercen.Geschichte.pdf
- Harris, J., Rothberg, J.M., Segal, D.R. und M.W. Segal (1993): Paratroopers in the desert. In: Segal, D.R. und M.W. Segal (Hrsg.): Peacekeepers and their Wives: American Participation in the Multinational Force and Observers. Westport/CT/London: Greenwood Press, 81-94.
- Henkens, Sascha (2010): „Das ganze Volk ist ein einziger Wille, ein einziges Herz“ – Der „Geist von 1914“ im internationalen Vergleich. Masterarbeit. Universität Oldenburg.
- Hoge, Charles W., Castro, Carl A., Messer, Stephen C., McGurk, Dennis, Cotting, Dave I. und Robert L. Koffman (2004): Combat Duty in Iraq and Afghanistan, Mental Health Problems and Barriers to Care. The New England Journal of Medicine. Vol. 251, No. 1, July 1, 2004.
- Hoge, Charles W., Terhakopian, Artin, Castro, Carl A., Messer, Stephan C. und Charles C. Engel (2007): Association of Posttraumatic Stress Disorder With Somatic Symptoms, Health Care Visits, And Absenteeism Among Iraq War Veterans. Am J Psychiatry, 164:1, January 2007.
- Holmes, R. (1985): Acts of War. New York: Free Press.
- Jahrmarkt, Steffen (2004): Die „Befreiung des Irak“ und „freedom fries“. Wesen, Struktur und Funktionsweise von Propaganda am Beispiel der psychologischen Kriegsführung Amerikas in Golfkrieg 2003. Aachen: Shaker Verlag.
- Joas, Hans (2000): Krieg und Werte: Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Keegan, John (1976): The Face of Battle. New York: Random House.
- Klein, Joe (2011): The New Greatest Generation. TIME Magazine. 26. September 2011.
- Kühne, Thomas (1999): Der Soldat. In: Frevert, Ute und Heinz-Gerhard Haupt (Hrsg.): Der Mensch im 20. Jahrhundert, Frankfurt/M, 344-372.
- Kühne, Thomas und Benjamin Ziemann (Hrsg.) (2000): Was ist Militärgeschichte? Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag.

- Lang, Kurt (1968): „Career-Management“: Formen organisatorischer Anpassung. In: König, Renee (Hrsg): Beiträge zur Militärsoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 12. Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag, 157 – 186.
- Lepsius, Rainer M. (1997): Militärwesen und zivile Gesellschaft. Zur Institutionalisierung von Gewaltpotentialen in Friedenszeiten. In: Frevert, Ute (Hrsg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart: Klett-Cotta, 359- 370.
- Lifton, Robert Jay (1973): Home from the War. Vietnam Veterans: Neither Victims nor Executioners. New York: Touchstone.
- Little, Roger W. (1968): Rangsysteme im amerikanischen Militär. In: König, Renee (Hrsg): Beiträge zur Militärsoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 12. Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag, 187-198.
- Malešević, Siniša (2010): The Sociology of War and Violence. Cambridge/New York: Cambridge University Press.
- Marshall, S.L.A. (2000): Men against Fire: The Problem of Battle Command. Norman: University of Oklahoma Press. Erstauflage (1947): New York: William Morrow.
- Martin, Sarah (2005): Must Boys be Boys? London: Refugees International.
- Mazurana, Dyan, Raven-Roberts Angela und Jane Parpart (2005): Conflicts, Gender and Peacekeeping. Lanham: Rowman & Littlefield Publishers.
- McCarthy, B. (1994): Warrior Values: A Socio-Historical Survey. In: J. Archer (Hrsg.): Male Violence. London: Routledge, 105-20.
- Mentzos, Stavros (2002): Der Krieg und seine psychosozialen Funktionen. 2. Aufl., Neufassung, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Mockaitis, Thomas R. (2007): The Iraq War: Learning from the Past, Adapting to the Present und Planning for the Future. Strategic Studies Institute. U.S. Army War College.
www.strategicstudiesinstitute.army.mil/pdffiles/pub754.pdf
- Modelmog, Ilse (1994): Manns-Bilder und Gewalt. In: Diekmann, Alexander et al.: Gewohnheitstäter. Männer und Gewalt. Köln: Papyrossa, 144-162.
- Moskos Jr., Charles C. (1968): Eigeninteresse, Primärgruppen und Ideologie. Eine Untersuchung der Kampfmotivation amerikanischer Truppen in Vietnam. In: König, Renee (Hrsg): Beiträge zur Militärsoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 12. Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag, 199-219.
- Moskos, Charles (1970): The American Enlisted Man. New York: Russell Sage Foundation.
- Mumola, Christopher J. (2000): Veterans in Prison or Jail. U.S. Department of Justice, Special Report January 2000, NCJ 178888.
- Neitzel, Sönke und Harald Welzer (2011): Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben. Frankfurt am Main: S. Fischer.

- Office of the Under Secretary of Defence, Personnel and Readiness (2007): Population Representation in the Military Service. Online: <http://humrro03.securesites.net/poprep/poprep05/index.html>, Stand: 20.07.2011
- Popitz, Heinrich (1992): Phänomene der Macht. 2., stark erw. Aufl., Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Ridder, Knight (2007): War Stresses Linked to Soldiers' Crimes. [www.Military.com](http://www.military.com), 25. Dezember 2007, <http://www.military.com/NewsContent/0,13319,158912,00.html>, Stand: 20.01.2011
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbststrukturierung. Frankfurt am Main: Campus.
- Schröder, Hans Joachim (1995): Töten und Todesangst im Krieg. Erinnerungsberichte über den zweiten Weltkrieg. In: Lindenberger, Thomas und Alf Lüdtke: Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit. Frankfurt/Main: Suhrkamp. 106-135.
- Schulze, Theodor (1993): Autobiographie und Lebensgeschichte. In: Baacke, Dieter und Theodor Schulze (1993): Aus Geschichten lernen - Zur Einübung pädagogischen Verstehens. Weinheim & München: Juventa, 126-173.
- Schulze, Theodor (1997): Interpretation von autobiographischen Texten. In: Friebertshäuser, Barbara und Annedore Prengel (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim & München: Juventa, 323-340.
- Schulze, Theodor (2010): Von Fall zu Fall. Über das Verhältnis von Allgemeinem, Besonderem und Individuellem in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Ecarius, Jutta und Burkhard Schäffer (Hrsg.): Typenbildung und Theoriegenerierung. Methoden und Methodologien qualitativer Bildungs- und Biographieforschung. Opladen: Verlag Barbara Budrich, 29-46.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, 13(3), 283-293. http://www.ssoar.info/ssoar/files/2009/950/schuetze-biographieforschung_und_narratives_interview.pdf
- Seal, Karen H., Bertenthal, Daniel, Miner Christian R., Sen, Saunak und Charles Marmar (2007): Bringing the War Back Home. Mental Health Disorders Among 103 788 US Veterans Returning From Iraq And Afghanistan Seen at Department of Veterans Affairs Facilities. American Medical Association.
- Segal, D.R. (1989): Recruiting for Uncle Sam: Citizenship and Military Manpower Policy. Lawrence, KS: University of Kansas Press.
- Segal, D.R. und M.W. Segal (2004): America's military population. Population Bulletin, 59(4): December. Online: www.prb.org/pdf04/59.4AmericanMilitary.pdf, Stand: 20.12.2010
- Seifert, Ruth (1996): Militär, Kultur, Identität. Individualisierung, Geschlechterverhältnisse und die soziale Konstruktion des Soldaten. Bremen: Edition Temmen.
- Shaw, Martin (2003): War and Genocide. Organized Killing in Modern Society. Cambridge: Polity Press.

- Spreen, Dierk (2010). Die Konstitutionsfunktion des Krieges. Konstitutionstheoretische Zugänge zum Krieg in der deutschen Gegenwartssoziologie. In: Apelt, Maja (Hrsg.): Forschungsthema: Militär. Militärische Organisation im Spannungsfeld von Krieg, Gesellschaft und soldatischen Subjekten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 49-86.
- Stouffer, Samuel A., et al. 1950 (1949): Studies in Social Psychology in World War II, Vol. I.: The American Soldier: Adjustment during Army Life. Princeton: University Press.
- Stouffer, Samuel A., et al. 1950 (1949): Studies in Social Psychology in World War II, Vol. II.: The American Soldier: Combat and Its Aftermath. Princeton: University Press.
- Suris, Alina und Lisa Lind (2008): Military Sexual Trauma: A Review of Prevalence and Associated Health Consequences in Veterans. Sage, <http://tva.sagepub.com/content/9/4/250>
- Tanielian, T. und L.H. Jaycox (2008): Invisible wounds of war. Mental Health and Cognitive Care Needs of America's Returning Veterans. Santa Monica, CA: Rand Center. 11. Juli 2008, www.rand.org.
- Tjaden, Patricia und Nancy Thoennes (2000): Full report of the prevalence, incidence, and consequences of violence against women: Findings from the National Violence Against Women Survey. Washington D.C.: National Institute of Justice.
- U.S. Department of Veterans Affairs (2007): Fifth Annual Report of the Department of Veterans Affairs. Under Secretary for Health's Special Committee for Post-Traumatic Stress Disorder. Veterans' Administration to the Committee on Veterans' Affairs, U.S. House of Representatives (1980): Myths and Realities: A Study of Attitudes toward Vietnam Era Veterans. Washington D.C.: U.S. Government Printing Office.
- Vom Hagen, Ulrich (2003): Stress and Stress Management in the Military. In: In: Callaghan, Jean und Franz Kernic (Hrsg.): Armed Forces and International Security. Global Trends and Issues. Münster: LIT Verlag, 255-260.
- Von Trotha, Trutz (Hrsg.) (1997): Soziologie der Gewalt. In: Soziologie der Gewalt. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 37. Westdeutscher Verlag, Wiesbaden: 9-56.
- Von Trotha, Trutz (1999): Formen des Krieges. Zur Typologie kriegerischer Aktionsmacht. In: Neckel, Sighard und Michael Schwab-Trapp (Hrsg.): Ordnungen der Gewalt. Beiträge zu einer politischen Soziologie der Gewalt und des Krieges. Opladen: Leske + Budrich, 71-95.
- Warburg, Jens (2008): Das Militär und seine Subjekte. Zur Soziologie des Krieges. Bielefeld: transcript.
- Warburg, Jens (1999): Maschinen der Vernichtung. Das industrialisierte Schlachtfeld. In: Neckel, Sighard und Michael Schwab-Trapp (Hrsg.): Ordnungen der Gewalt. Beiträge zu einer politischen Soziologie der Gewalt und des Krieges. Opladen: Leske + Budrich, 97-117.
- Warburg, Jens (2010): Paradoxe Anforderungen an soldatische Subjekte avancierter Streitkräfte im (Kriegs-) Einsatz. In: Apelt, Maja (Hrsg.): Forschungsthema: Militär. Militärische

- Organisation im Spannungsfeld von Krieg, Gesellschaft und soldatischen Subjekten.
Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 245-270.
- Weber, Max (1972): Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen: Mohr Siebeck.
- Whitson, Jennifer A. and Adam D. Galinsky (2008): Lacking Control Increases Illusory Pattern Perception. *Science*, October 3, 322(5898): 115-117.
- Whitworth, Sandra (2004): Men, Militarism and UN-Peacekeeping. Boulder/London: Lynne Rienner Publishers.
- Wildenmann, Rudolf (1968): Politische Stellung und Kontrolle des Militärs. In: König, Renee (Hrsg): Beiträge zur Militärsoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 12. Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag, 59-88.
- Willi, Jürg (2007): Wendepunkte im Lebenslauf. Persönliche Entwicklung unter veränderten Umständen – die ökologische Sicht der Psychotherapie. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Wolff, Hans-Jürgen (1990): Kriegserklärung und Kriegszustand nach klassischem Völkerrecht, mit einem Beitrag zu den Gründen für eine Gleichbehandlung Kriegführender. Berlin: Duncker & Humblot.
- Zipfel, Gaby (2001): „Blood, sperm and tears“. Sexuelle Gewalt in Kriegen. In: *Mittelweg* 36, <http://www.eurozine.com/articles/2001-11-27-zipfel-de.html>.

Internetquellen

- http://www.sozialwiss.uni-hamburg.de/publish/Ipw/Akuf/kriege_aktuell.htm#Typ, Stand: 18.05.2011
- <http://www.duden.de/rechtschreibung/Schlacht>, Stand: 28.07.11
- <http://www.carson.army.mil>, Stand: 01.08.2011
- <http://iava.org/faces-next-greatest-generation>, Stand: 30.09.2011
- <http://ivaw.org/mission-and-goals>, Stand: 26.09.2011
- <http://ivaw.org/resources/depleted-uranium>, Stand: 2.10.2011
- <http://www.911truth.org>, Stand: 30.09.2011
- <http://911proof.com>, Stand: 30.09.2011
- <http://patriotsquestion911.com>, Stand: 30.09.2011
- <http://treatthetroops.org>, Stand: 23.09.2011
- <http://www.ustroopcarepackage.com>, Stand: 23.09.2011
- <http://www.occ-usa.org>, Stand: 23.09.2011
- <http://www.glasnost.de/pol/irak.html>, Stand: 30.09.2011
- <http://georgewbush-whitehouse.archives.gov/news/releases/2005/11/20051130-2.html>, Stand: 19.09.2011
- <http://www.hireheroesusa.org>, Stand: 19.09.2011
- <http://teamrubiconusa.org>, Stand: 19.09.2011

<http://www.purpleearthhomesusa.org>, Stand: 19.09.2011

<http://www.warriorwriters.org/Artists/RobynnCW.html>, Stand: 1.10.2011

<http://www.warriorwriters.org/Artists/ChantelleV.html>, Stand: 3.10.2011

7 Anhang

7.1 Transkriptionszeichen

I... Interviewerin

B1... Befragter des 1. Interviews, Ethan

B2... Befragter des 2. Interviews, Zack

B3... Befragte des 3. Interviews, Denise

B4... Befragter des 4. Interviews, Victor

B5... Befragter des 5. Interviews, Floyd

Pausen (pro Sekunde ein Punkt) = ..

Nichtverbale Äußerungen wie Lachen oder Husten werden in runder Klammer angegeben =
(B1 lacht)

HörerInnensignale bzw. gesprächsgenerierende Beiträge werden als normaler Text
angeführt = uhm, äh

Auffällige Betonung wird unterstrichen = I had no choice

Die Satzstellung wird beibehalten, auch wenn sie nicht grammatikalisch korrekt ist.

7.2 *Abstract (deutsch)*

Diese Masterarbeit bettet sich ein in die Fachrichtung der Kriegssoziologie und untersucht von einer soziologischen Perspektive ausgehend die sozialen Auswirkungen von Krieg und Militär auf Soldatinnen und Soldaten. Zum einen wurden dabei die Folgen der militärischen Sozialisation untersucht, die auch nach der Entlassung aus der totalen Institution fortwirken können. Im Militär gelten andere Normen und Werte als in der Zivilgesellschaft. Durch die Vorbereitung der RekrutInnen auf das Töten im Krieg wird der gesellschaftliche Wert des Nicht-Tötens untergraben. Inwieweit die kriegsgerische Konditionierung auch nach dem Krieg intakt bleibt und durch delinquente VeteranInnen für die Gesellschaft gefährlich werden kann, wird in dieser Arbeit behandelt. Um die Struktur der militärischen Institution umfassend zu erklären, wird dazu die Dynamik militärischer Männlichkeit und Weiblichkeit sichtbar gemacht. Zum anderen werden die Erlebnisse der SoldatInnen während des Krieges auf ihre Folgen nach dem Wiedereinstieg in die Zivilgesellschaft untersucht. Viele KriegsveteranInnen leiden nach ihrer Rückkehr unter einer posttraumatischen Belastungsstörung. Die empirische Forschung basiert auf soziobiographisch-narrativen Interviews mit fünf US-amerikanischen VeteranInnen des Irakkriegs. Es wurde untersucht, inwieweit Krieg als positiver oder negativer Wendepunkt im Leben betrachtet werden kann. Die durch eine Themenanalyse gebildeten Kategorien konzentrieren sich auf Wandlungsprozesse, die die Befragten seit ihrer Einberufung durchlebt haben. Die Auswertungsergebnisse beziehen sich hauptsächlich auf ideologische Aspekte. So konnte die anfängliche Kriegsmotivation, von dem Wunsch nach Rache und Vergeltung getragen, der erlebten Kriegsrealität häufig nicht standhalten. Dominierende Faktoren sind dabei unter anderem der Wunsch nach Anerkennung, das Töten von FeindInnen, die Aufdeckung der Kriegspropaganda und das Hinterfragen der offiziellen Kriegsziele. Die durchgeführte Forschung hat gezeigt, dass andere Bewältigungsstrategien herangezogen werden, wenn das militärideologische Konstrukt, das zur Rechtfertigung der ausgeführten Handlungen dient, aufgrund von Zweifeln an der Sinnhaftigkeit des Krieges nicht länger aufrechterhalten werden kann. Tätowierungen, Verschwörungstheorien, Aktivismus in der Widerstandsbewegung, das Engagement für andere VeteranInnen oder die Sichtweise, Glück gehabt zu haben, dienen als neue Sinnstiftung. Die Frage nach der eigenen Schuld an einem Krieg, der als unrecht angesehen wird, steht im Zentrum der Auseinandersetzung. Somit bietet diese Masterarbeit einen Einblick in die aktuelle Lebenssituation junger US-amerikanischer IrakkriegsveteranInnen, die das Trauma des Krieges zu verarbeiten versuchen.

7.3 *Abstract (englisch)*

This master thesis belongs to the field of Sociology of War and provides a sociological perspective on the impact of war and military rules on soldiers. First, the effects of military socialization are examined, because of their influence on the lives of veterans even after the dismissal from the total institution. Once entering the military total institution the soldiers are exposed to new norms and values, which differ from mainstream society. With the preparation for organized killing in war, the social value of the non-killing is undermined. This thesis examines to what extent the military conditioning remains even after the war and how the civil society itself can be threatened by veterans who become criminal. To extensively explain the structure of the military institution, the dynamics of military masculinity and femininity are made visible.

Second, the experiences of soldiers at war are analyzed on their far-reaching impact on soldiers who are trying to reintegrate back into civil society. Many veterans have been diagnosed with PTSD (post-traumatic stress disorder) – an artefact of their experience during war.

The empirical research is based on biographic-narrative interviews with five US-American Iraq war veterans. These interviews have been analyzed in order to gain specific categories demonstrating the soldier's inner change since their deployment. This study examines whether war can be seen as a positive or negative turning point in life. The evaluation results are mainly based on ideological issues. The initial motivation for going to war and participating in combat - the desire for revenge - often does not last during the war. This disillusionment can cause a feeling of betrayal. Uncovering war propaganda, the questioning of war objectives, a desire for recognition and the killing of enemies play a major role in facing the reality of war. Concepts of obedience and discipline, products of the military socialisation process, protect the soldiers in order to successfully survive their assigned mission. The findings indicate that other coping-strategies are used when the philosophy of the military shatters. Tattoos, conspiracy theories, activism in the resistance movement, a commitment to other veterans and a new won attitude of "feeling lucky" to survive can give a new meaning in life. The social and psychological challenges Iraq war veterans returning back home are confronted with and the question of personal responsibility for a war that is considered wrong are in the center of this study. This thesis provides an insight into the current situation of young US-American Iraq war veterans, dealing with their visible injuries and physical wounds.

7.4 Lebenslauf

Persönliche Daten

Name: Julia Breitskopf, MA
Geburtsdatum, -ort: 25. Februar 1985, Gmunden (Ö)
E-Mail: julia.breitskopf@gmail.com

Ausbildung

10/2008-11/2011: Masterstudium der Soziologie, Universität Wien
Schwerpunktsetzung: Abweichung und soziale Kontrolle,
Sozialstruktur und soziale Integration, Randkulturen,
Gewaltforschung
07/2009-09/2009: 3-monatiger Forschungsaufenthalt an der New York University,
USA, im Rahmen der Masterarbeit
01/2007-06/2007: ERASMUS-Auslandssemester an der Københavns Universitet,
Kopenhagen, Dänemark
2005-2008: Bakkalaureatsstudium der geistes- und kulturwissenschaftlichen
Soziologie, Universität Wien
2004-2006: Studium der Sprachwissenschaften, Universität Wien
1999-2004: Oberstufenrealgymnasium der Franziskanerinnen Vöcklabruck,
Matura

Arbeitserfahrung

Seit 11/2008: ZDF Studio Südosteuropa/Wien: freie redaktionelle Mitarbeit,
Archiv
03/2011-04/2011: ZDF Studio Südosteuropa/Wien: Redaktionsassistentin
09/2008-10/2008: ZDF Studio Südosteuropa/Wien: redaktionelle Hospitantin
08/2007-10/2007: ProSieben Austria News/PULS TV: Redaktions-Praktikum

Sprachkenntnisse

Deutsch: Muttersprache
Englisch: verhandlungssicher (IELTS-Sprachnachweis)
Russisch: gute Kenntnisse
Dänisch: gute Kenntnisse

Wissenschaftliche Publikationen

Breitskopf, Julia (2008): Situation homosexueller Frauen am Arbeitsplatz. In: Müller, Karl H. (Hrsg.): Wissenschaftliche Selbstorganisation als Lernziel. Wien: Wisdom.
Breitskopf, Julia und Helga Reichert (2011): Aktuelle Entwicklungen nach den Protesten. In: Mixa, Elisabeth, Lauggas, Ingo und Friedhelm Kröll: Einmischungen. Die Studierendenbewegung mit Antonio Gramsci lesen. Wien: Turia + Kant.